P.o.germ.
1540
d 1

~~1785.~~

~~Leh~~

<36616652460017
<36616652460017
Bayer. Staatsbibliothek

P. O. germ. 1540 d (1

Uranie

Uranie

Königin von Sardanapalien
im Planeten Sirius

ein Werk
Wesemi Saffras
des genannten Weisen, aber eines Thoren
unter seinen Brüdern

verteutscht
von
einem niedersächsischen Landprediger.

Erster Theil.

Zu finden Ueberall im Jahr 1790.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.
Vom Reiche Sardanapalien, dessen Existenz und Lage Seite 1
Zweytes Kapitel.
Vom Manuscript, dessen Erscheinung und Existenz 6
Drittes Kapitel.
Vom Herrn Pastor, und dem Manuscripte 13
Viertes Kapitel.
Nach langer Mühe erreicht der Herr Pastor seinen Zweck 19

Fünftes Kapitel.
In dem der Sirius zum erstenmale auftritt Seite 27

Sechstes Kapitel.
Erste Nachrichten von Uranien 32

Siebentes Kapitel.
Von Triptemisien, Uraniens Mutter 36

Achtes Kapitel.
Von Triptemisiens Lebenswandel und ihrer Kinderzucht 43

Neuntes Kapitel.
Die Frau Pastorin mischt sich ein wenig hinein 49

Zehntes Kapitel.
Uraniens Eintritt mit festem Fuß 52

Eilftes Kapitel.
Ein abermaliger Einfall der Frau Pastorin in ein fremdes Land 58

Zwölftes Kapitel.
Reicht bis zu Uraniens Ankunft in Sardanapalien 61

Dreyzehntes Kapitel.
Nach einer ganz kleinen Episode hören wir etwas nähers von dem Königreiche Sardanapalien 72

Vier-

Vierzehntes Kapitel.
Von den zwey Dingen, und noch mehreren Seite 77

Funfzehntes Kapitel.
Die Thronbesteigung 84

Sechzehntes Kapitel.
Ganz das Werk des Herrn Pastors 90

Siebenzehntes Kapitel.
Der Pastor entschließt sich zu nichts, denn er hatte den vorigen Abend vergessen, und Uraniens Geschichte geht fort 97

Achtzehntes Kapitel.
Ein Hauptpunkt in Uraniens Leben, nehmlich, daß sie dem Sardanapalischen Thron, Erben schenkt 106

Neunzehntes Kapitel.
Der Prinz Honorus tritt wieder auf 123

Zwanzigstes Kapitel.
Apologie Uraniens über verschiedne Dinge 134

Ein und zwanzigstes Kapitel.
Des priesterlichen Ehepaars Zweifel an dieser Liebenswürdigkeit 140

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Eine Vorbereitung zu der Epoche der Verhaftung des Prinzen Honorus Seite 145

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Vom Prinzen Honorus, dessen Verhaftung, und wie Urania darin verwickelt wird 156

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Was betrifft denn die Sache eigentlich? 165

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Von der Dame Klemine, und deren Antheil an der Diademgeschichte 166

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Von der Komödie, die Uranie oder Klemine dem Prinzen Honorus, oder der Prinz Honorus und Klemine der Königin spielten 173

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Der Herr Pastor tritt einmal wieder auf, und die Leser, die ihn nicht hören wollen, können indessen ausruhen. 184

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Auch die Bauern lassen sich einmal wieder sehen 189

Neun

Neun und zwanzigstes Kapitel.
Verfolg der Geschichte des Diadems Seite 193

Dreyßigstes Kapitel.
Noch tiefere Verwirrungen in der Geschichte 201

Ein und dreyßigstes Kapitel.
Der aber am meisten schmaußt, kömmt am besten weg. 207

Zwey und dreyßigstes Kapitel.
Vom Aufenthalte Kleminens und des Prinzen Honorus. 212

Drey und dreyßigstes Kapitel.
Von des Prinzen Honorus Gründen zu seiner Vertheidigung und Unschuld 221

Vier und dreyßigstes Kapitel.
Das System hat zwey Theile, die wohl unterschieden werden müssen 223

Fünf und dreyßigstes Kapitel.
Der zweyte Theil des Systems ist freylich leichter, macht aber auch weniger Ehre 229

Sechs und dreyßigstes Kapitel.
Fortsetzung des Systems, Fortsetzung zugleich des drey und dreyßigsten Kapitels 233

Sie=

Sieben und dreyßigstes Kapitel.
Erstes Intermezzo, welches eine Hypothese betrifft Seite 236

Acht und dreyßigstes Kapitel.
Zweytes Intermezzo, welches ins Privatleben Uraniens zurückspringt 241

Neun und dreyßigstes Kapitel.
Eine Sage der damaligen Zeit, ob Hypothese oder Legende, ist unbekannt. 250

Erstes

Erstes Kapitel.

Vom Reiche Sardanapalien, dessen Existenz und Lage.

Das Königreich Sardanapalien liegt in einer den meisten Menschen ganz unbekannten Gegend, wohl verstanden den meisten Menschen, die auf unserm Planeten wohnen. In wie fern auf andern Planeten es bekannt oder nicht bekannt ist, davon sind wir nicht im Stande Red und Antwort zu geben.

Es ist ein Theil des Planeten Sirius, und zwar eins seiner südlichen Reiche. Ehe wir aber in dessen Beschreibung weiter fortgehen, wollen wir uns bemühen, unsern Lesern die Existenz desselben so deutlich als es ihnen nothwendig und nützlich ist, darzulegen.

Vor allen Dingen ist ihnen zu wissen nöthig, daß wir, um allen Astronomen in ihren möglichen Tadel einen Querstrich zu machen, einen Planeten, alles das nennen, was sich von bewohnten Körpern am Firmamente befindet, und da wir nun vollkommen überzeugt sind, daß der Stern Sirius ein bewohnter Weltkörper ist, so heißen wir ihn also auch mit allem Fug und Recht einen Planeten. Punktum also über diesen Streit, denn er ist und soll bleiben ein Planet.

Freylich, lieben Leser, ists sehr möglich, daß eure Ueberzeugung von dieser Existenz des Königreichs Sardanapalien im Planeten Sirius nicht ganz so bündig ausfällt, als die unsrige, denn wir pflegen die Ueberzeugung gewöhnlich nur in uns zu haben, wie die Bisamkatzen den guten Geruch, und sie von uns geben, und andern mittheilen, ist fast so unmöglich, als daß jemanden die Excremente einer lebendigen Bisamkatze wie Bisam riechen sollten.

Allein sollten wir auch unsern Zweck mit der Ueberzeugung nicht erreichen, wollen wir wenigstens bis dahin es zu bringen suchen, daß unsre Leser

über die Sache nachdenken, und vielleicht dann den guten Geruch und die Ueberzeugung in sich, von sich selbst bekommen.

Ein Hauptgrund warum wir glauben, daß das Ding mit dem Planeten und Königreich seine Richtigkeit habe, ist unser Manuscript, denn da steht es ja trocken deutlich, und rein geschrieben, daß es sich so verhalte, und sie werden mir es doch nimmermehr abstreiten, meine Herren Kritiker und Zweifler, daß, was geschrieben ist, wahr ist, es müßte denn seyn, daß man sich wie viele unsrer heutigen Schriftsteller vornähme, gedruckte Lügen zu ediren, welches aber bey uns gar nicht der Fall ist, und in keine Betrachtung kommen kann.

Ein andrer Grund, warum wir glauben, daß es mit Königreich und Planeten seine Richtigkeit habe, und zwar nächst dem Hauptgrunde ein zureichender für uns ist der, weil wir glauben, daß alle Himmelskörper und also auch der Sirius bewohnt sind, und das zwar bloß deßwegen glauben, weil unsre Erde bewohnt ist. Dümmer oder klüger würde in der Welt wohl nicht leicht ein Schluß

gemacht werden; in welche Klasse dieser gehört, entscheide der Leser.

Wenn wir diesen Grund mit unserm Manuscript vereinigen, so kömmt eine gewisse Art von historisch-philosophischer Gewißheit zum Vorschein, und da die Existenz des Sirius nicht zu leugnen ist, so ist die Existenz unsrer Ueberzeugung ebenfalls nicht zu leugnen, und Sirius, Ueberzeugung und Manuscript sind drey Zeugen für die Existenz des Königreichs Sardanapalien.

Also frisch weiter in unsern Text und herüber zur Lage dieses Landes.

Sardanapalien liegt in einem äußerst fruchtbaren trefflichen Himmelsstriche. Seine Gränzen sind weitläuftig, und umfassen große schöne Besitzungen. Viele Provinzen machen sein Ganzes aus. Durchströmt von herrlichen Flüssen, die alles wässern, geschwängert von allen, was zum Wachsthum und Gedeyen aller Gewächse gehört, bringt es im Ueberfluß hervor, was des Menschen Herz nur wünschen und begehren kann. Sein Boden gebiert Göttertrank, von denen andre Gegenden keinen Begriff haben, wenn sie ihn nicht von ihm entlehnen.

Das Land ist eins der bewohntesten Länder des ganzen Sirius. Millionen Geschöpfe hausen da, die alle glücklich seyn könnten, wenn sie es von langen Zeiten her hätten seyn wollen. So aber schmiegten sie sich sklavisch unter das Joch der Knechtschaft, und nie war eine Nation, die es den Sardanapaliensern in der Demuth und im kriechenden Wesen gegen ihre Herrscher jedes Standes zuvorgethan hätte. Nach und nach hatten wenige Personen den Reichthum des Landes an sich gezogen, verpraßten ihn, und ließen den übrigen kaum das liebe Leben.

Dieses kaum liebe Leben pflanzte sich so durch alles von der untersten zur obersten Stufe fort, und es kam beynahe dahin, daß die Reichsten selbst kaum das liebe Leben noch hatten, ja daß der König selbst kaum noch das liebe Leben hatte.

Wenn dieß schon ein Widerspruch zu seyn scheint, so ist er doch keinesweges einer. Denn man kann in dem Besitz sehr vieler Reichthümer seyn, und hat doch kaum das liebe Leben. Die Folge wird den Leser überzeugen, daß wir nicht die Unwahrheit sagen, und daß wir die Ehre

unsers Manuscripts retten wollen, in dem dieses mit sehr deutlichen Worten geschrieben stehet.

Zweytes Kapitel.

Vom Manuscript, dessen Erscheinung und Existenz.

Das Königreich Sardanapalien und das Manuscript hängen so klettenartig zusammen, daß sie sich gar nicht von einander trennen lassen. Wir sind schlechterdings nicht im Stande den Leser auf das erste aufmerksam zu machen, wenn wir nicht vom letzten ihm vieles sagen, glaubwürdig machen, und seine Freundschaft für dasselbe uns erwerben.

Ein Manuscript vom Sirius herab oder herauf, denn in welcher dieser Qualitäten wir ihn sehen, ist wohl sehr unentschieden, ist immer eine wunderbare Erscheinung, und noch mehr deßwegen, weil Bewohner unsers Planeten sie lesen, verstehen, und mittheilen konnten.

Wir wollen also dieß Räthsel so schnell als möglich enthüllen. Diene nun unsre Geschichte den Leser aufzuklären, oder ihn noch mehr zu verwirren, genug unsre Absicht war das erste.

An einem Morgen, der nicht gar zu warm, und nicht gar zu kalt, nicht gar zu trocken, und nicht gar zu feucht, nicht gar zu heiter und nicht gar zu trübe war, an einen Morgen, der weder im höchsten Sommer noch im tiefsten Winter, weder im welkendsten Herbst, noch im blühendsten Frühling über die Welt aufgieng, an dem Morgen eines Tages, der keine wenigstens uns bewußte grössere That auf Erden hervorbrachte, als die der Erscheinung eines Manuscripts aus dem Sirius, giengen zwey Könige — des Pfluges, im eigentlichen Teutsch zwey Bauern, aufs Feld, um ihre Scepter in die Hand zu nehmen, und die Erde damit zu durchwühlen. Ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangten, stieß ihnen auf ebener Erde ein todtes Wesen auf, welches sie nicht zu sehen gewohnt waren, welches glänzte, und welchem sich zu nähern sie nach einer langen Ueberlegung und aus-

einandergesetzten, und endlich überwundnen Vorurtheilen, den raschen Entschluß faßten.

Sie griffen beyde zu gleicher Zeit das todte Wesen an, um auf jeden Fall Gefährten eines etwa bevorstehenden Schicksals zu seyn. Allein nichts begegnete ihnen als sie das glänzende Wesen in die Hände nahmen, als daß dessen Glanz ihnen an den Händen kleben blieb; und um unserer Leser Neubegierde nicht gänzlich auch in Nebendingen auf die Folter zu spannen, wollen wir sie in das Geheimniß initiiren, daß dieser Glanz nichts mehr und nichts weniger als Siriusisches Goldpapier war, in welches man das Manuscript eingebunden, und dessen Gold, aus welchen Gründen, werden wir unten sehen, sich von der Papiersubstanz ablösete.

Es wird nicht unrecht seyn die Namen der beyden Feldregenten anzuführen. Kulpel hieß der eine, und Querz der andere. Da beyden das erste feuchte Anfühlen des todten Wesens einen besondern Effekt verursachte, so ließen beyde gleich wieder los, und das Manuscript fiel auf die Erde.

Querz. Dat is en Book, Kulpel, dat is in Goldpaper, und dat geit aff.

Kulpel. Dat kann wohl wesen. Aberst wat steit denn drinn?

Querz. Kiek enmahl nin.

Kulpel. Dat lat ik wol bliben. Dat kann mant en Hexen Book wesen.

Querz. Da will wi et dem Herrn Pastor hendragen.

Kulpel. Dat will wi. He is en gelehrt Man. Mak mant en Krüz, ik will ok ent maken und denn in Gotts Herrn Namen met hen.

Sie ergriffen nun das Manuscript und trugens zum Pastor. Der Pastor war ein grundgelehrter Mann, von dem wir weiter unten mehr hören werden, ein Mann, dem dieß Büchlein seine Existenz zu verdanken hat, und das ist schon ein Verdienst um die Welt.

Aber da das künftige Kapitel vom Pastor handelt, so bleibt uns nur übrig, dem Leser zu entdecken, welches der merkwürdige Morgen war, an dem die Herren Bauern sich so beglückt sahen.

Und hier müssen wir leider zum erstenmale vielleicht, aber nicht zum letztenmale uns mit unserer Unwissenheit bey unsern theuresten Lesern entschul-

digen. In der That ist gerade der Tag, an welchem das Manuscript gefunden worden, der nicht angezeigte Punkt, und so vielen Scharfsinn und Gegenwart des Geistes der Herr Pastor auch übrigens hatte, so fehlte es ihm doch gänzlich an dem Theil der Memorie, der ihn an die Geschichte dieses Tages errinnern sollte.

Aber dem wißbegierigen Leser, der sich in seiner Hoffnung so sehr betrogen siehet, wird es allerdings auffallend seyn, daß wir ihm vorher eine so genuine Beschreibung dieses Tages geliefert haben, und unsre Pflicht ist es also uns darüber zu rechtfertigen.

Bloß die Beschaffenheit des Manuscripts hat uns den Schluß auf den Tag ziehen lassen. Wir wissen, daß das Gold vom Einbande des Manuscripts den Bauern die es fanden, an den Fingern kleben blieb. Dieß Phänomen hätte sich keineswegs ereignen können, wenn nicht der Morgen, an dem sie es fanden, gerade so beschaffen war, wie wir ihn dort beschrieben.

Wäre der Morgen gar zu warm gewesen, so hätte die Wärme alle Feuchtigkeit vertrocknet, und

das Galdpapier wäre trocken geblieben, denn an einem warmen, vielweniger an einem gar zu warmen Morgen findet keine Feuchtigkeit statt. Wäre der Morgen aber gar zu kalt gewesen, so wäre die Feuchtigkeit auf dem Goldpapier gefroren, und da, wenigstens im ersten Augenblicke des Anfassens, an kein Schälen des Goldes vom Papiere zu denken gewesen. Trockne und Feuchtigkeit des Morgens in einem hohen Grade erfordern die nehmlichen Eigenschaften der Kälte und Wärme, in Ansehung ihrer Wirkung aufs Goldpapier. Wäre der Morgen gar zu heiter gewesen, so hätten die Bauern gleich unterscheiden können was auf der Erde gelegen, und da wäre ihre Furcht unterblieben, wäre er gar zu trübe gewesen, so hätten sie den Schimmer nicht von weiten erblicken können.

Daß er nicht im härtesten Winter war, ist deßwegen ausgemacht, weil kein Bauer im festgefrornen Erdboden pflügt, und im höchsten Sommer ist dieß eben so wenig eine Arbeit. Im blühendsten Frühlingsmorgen findet keine Mittelbahn statt, und nach allen vorhergehenden Aeußerungen ist dieß doch nur ein Mittelmorgen gewesen. Daß es aber

nicht

nicht einer der welkendsten Herbstmorgen gewesen, beweisen wir daraus, weil die Feuchtigkeit eines solchen Morgens durchdringend und verzehrend ist, daß es gewiß alle Buchstaben dieser ganzen Schrift vernichtet und sie unleserlich gemacht haben würde.

Es bleibt uns nur noch ein angeführtes Wesentliches dieses Tages übrig, welches darin besteht, daß wir nichts uns Bewußtes Merkwürdigeres, was an dem Tage geschehen sey, wissen wollen, und dieß vielleicht in so fern paradox erscheint, als wir den Tag selbst wirklich nicht einmal bestimmen können, an dem dieß geschehen, und an einem Tage, den wir zu bestimmen nicht im Stande sind, hunderterley wichtige Dinge geschehen können.

Allein widerlegt sich das alles nicht von sich selbst, so bald wir unsere Vermuthung äußern, daß es, wir mögen die Welt oder bestimmter gesprochen, unsre Erde betrachten, wie wir wollen, nichts auf derselben gebe, was wichtiger seyn könne, als die Erscheinung eines Manuscripts aus dem Sirius, daß allgemeiner Krieg oder Frieden, Revolutionen und Erdbeben, Fürstentod und Pestwuth

keinen so tiefen Eindruck zu machen fähig seyn können.

Höchstens lassen wir es geschehen, daß der Untergang dieser Erde wichtiger für sie sey; und da der Tag der Erscheinung des Manuscripts vergangen ist, ohne daß die Erde untergegangen wäre, wie denn ihr Stehen beweiset, so bleibt dieser Tag in serie aller Erdentage der wichtigste, wenn wir ihn schon nicht zu benennen wissen.

Drittes Kapitel.

Vom Herrn Pastor, und dem Manuscripte.

Der Herr Pastor und das Manuscript stehen abermals in der genauesten aller genauen Verbindungen. Ohne den Herrn Pastor wäre das Manuscript verbrannt oder zu noch viel niedrigerer Behandlung herabgewürdigt worden; ohne das Manuscript aber wäre der Herr Pastor nie das blendende Licht geworden, welches er dadurch wurde, daß er eine

Sprache

Sprache der Menschen in diesem Manuscripte fand, die ihn dessen Inhalt lehrte.

Wir haben schon gesagt, daß der Herr Pastor ein grundgelehrter Mann war, jetzt führen wir noch an, daß zu dieser Grundgelehrsamkeit eine besondere Kenntniß von Hieroglyphen gehörte, und daß er eine so große Stärke in der Deschiffrirkunst hatte, daß man deßwegen von vielen Meilen her ihn besuchte, um Auslegungen sich machen zu lassen. Dabey war er ein großer Traumdeuter, und ein Physiognomist, der unsern Lavater so sehr übertraf, daß er immer den Schurken vom ehrlichen Mann zu unterscheiden wußte.

Dieser Herr Pastor saß eben bey seiner Morgenpfeife in stiller Betrachtung, nicht etwa bey einer Postille, aus welcher er den Grund zu seiner Sonntagspredigt heraus klauben wollte, noch weniger bey einem schlüpfrigen Roman, wie sie unsre jungen Herrn Pastores bey jetzigen Zeitläuften wohl zu lesen pflegen, um sich in Ovids Künsten zu üben, die ihnen eigentlich gar nichts angehen: nein, er saß bey Kants Kritik, und wollte reine aber auch schwärmerische Vernunft lernen, als auf

einmal die Bauern mit ihrem köstlichen Schatze hereintraten, und nach einem Bonsdies und dazu gemachten weitläuftigen Kratzfuße, das Korpus Delikti ihm auf seinen Tisch legten.

„Nun, meine Kinder," sagte er, denn so pflegte er wider alle heutige Mode, seine Gemeine zu betrachten, „nun, meine Kinder, ich wüßte nicht, daß heute mein Geburtstag oder mein Namenstag oder sonst ein festlicher Tag wäre, an dem ihr mir mit einem Karmina in Goldpapier gebunden, aus der Fabrik eures mir theuren und wehrten Herrn Schulmeisters, eure Ehrerbietung und eure kindliche Liebe bezeugen wolltet! Was also soll dieses Geschenk?"

Die Bauern lächelten eine Weile, freylich so wie Bauern zu lächeln pflegen, ein wenig nachdrücklich, allein, da der Herr Pastor jeden Ausbruch des Vergnügens an seinen Kindern sehr gern wahrnahm, und vielmehr unterstützte, als zurückhielt, so fieng er mit ihnen an zu lächeln und erwartete ihre Erklärung.

Nach zu Markte gebrachter völliger obschon ziemlich konfußer Erzählung begann dem Herrn Pastor

stor ein Licht aufzugehen, daß das ihm ertheilte Geschenk wohl ein wenig wichtiger seyn könnte, als alle ihm bisher von Bauern und Nichtbauern überreichte Karmina.

Begierig streckte er daher seine rechte und seine linke Hand in einem Tempo nach dem Buche aus, und da es durch das Tragen der Bauern, oder durch die Bewegung, oder durch die Sonnenstrahlen, oder durch irgend eine andre wirkende Kraft, wieder trocken geworden, so blieb das Gold vom Goldpapier ihm nicht an den Fingern kleben.

Er schlug auf, und fand, was er gar nicht verstand. Noch nie waren ihm Züge der Art vorgekommen. Keine Schrift befand sich unter allen seinen gesammleten Schriften, deren er einen großen Vorrath hatte, die mit dieser nur in einer entfernten Aehnlichkeit gestanden, keine die nur verrathen hätte, sie gehöre in dieses Fach. Sogar sein ganzer Schatz von Hieroglyphen, der ihm doch beym Anblick einer solchen Novität gleich vor Augen lag, lieferte ihm nichts, was ihm ein so großes Geheimniß, wie er hier vor sich sahe, hätte entziffern können.

Das Staunen, das tiefe Nachdenken in welches er verfiel, brachte die Bauern in die völlige Attitüde des Maulaufsperrens, und man hätte sich keine possierlichere Gruppe denken können, als den Pastor mit dem Finger an der Nase und fest auf das Manuscript gehefteten Blicken, und die Bauern, deren Mäuler weit mehr Länge als Breite hatten, und deren Nasenlöcher allenfalls im Stande gewesen wären, vier von den ziemlich fetten Fingern des Herrn Pastoris gemächlich aufzunehmen.

Der Pastor brach endlich, wie billig, zuerst das Stillschweigen, denn hätte er das nicht gethan, so hätte der ganze Tag nebst dem Abend und der angrenzenden Nacht verstreichen können, ohne daß die Gruppe sich verändert, oder die Bauern den offnen Mund zugethan hätten.

„Meine theuren Söhne," sagte er, „ihr seyd Kinder des Glücks. Ich vermag euch nicht zu belohnen für das was ihr fandet, denn der Werth des Schatzes steckt weder im Goldpapier was es umgiebt, noch im Pergament was es enthält, obgleich auch dieses Pergament weit bessere Zubereitung hat, als alles mir bisher bekannte. In der

Erfindung der Schrift besteht der Werth. Ich verstehe sie zwar nicht, deßwegen aber ist sie mir um so theurer. Denn ich hoffe sie verstehen zu lernen, und dann verstehe ich etwas, was wahrscheinlich weiter niemand auf unsern Planeten versteht, dann bin ich reicher als jener reiche König. Laßt euch eine Tonne Bier vom Verwalter auf meine Rechnung reichen."

Die Bauern versicherten dem Pastor, die Tonne Bier sollte auf sein Wohlergehen festlich von der ganzen Gemeinde ausgetrunken werden, und sie wollten, da sie dieses nicht so bedürftig wären, für sein Geschenk ihn auf eine anderweitige Art schadlos zu halten suchen. Vorjetzt aber wünschten sie doch wohl seine Meynung zu wissen, wie diese Rarität auf Gottes Erdboden gekommen, und was eigentlich davon zu halten.

„Das ist," sagte der Herr Pastor, „wie wir Lateiner uns auszudrücken pflegen, wirklich inaudita res. Nur das Auge der Allmacht vermag bis jetzt zu wissen, wie es dahin gekommen. Ueber das Buch selbst finden nur zwey Meynungen statt. Entweder es ist ein altes oder ein neues Produkt.

Ist es alt, so ist mehr dessen Konservation zu bewundern, als dessen Erfindung. Ist es neu, so ist es ein außerordentlicher Kopf, der es zu wege gebracht. Ist es neu, so wird sich wahrscheinlich jemand dazu melden. Ist es alt, so wird es, wenn ich es nicht entziffere, in obscuro bleiben, so lange diese Welt steht, und mit dem großen Brande derselben wird es einst vor alle nicht allwissende Wesen verloren gehen."

So sagte der Pastor. Seine Bauern giengen fort, und er schloß sich mit dem Schatze ein.

Viertes Kapitel.

Nach langer Mühe erreicht der Pfarrer seinen Zweck.

Sieben Uhr mochte es seyn, als der Pfarrer sich mit seinem Schatze in die Einsamkeit seines Studierzimmers begab, und zwölf Uhr war vorüber, als seine Frau an seine Thür pochte, und ängstlich frug, ob er denn etwa gar gestorben wäre?

Seine Antwort überzeugte sie vom Gegentheile. Er erschien bey Tische, aber tiefsinnig und nachdenkend, und da seine Gattin die sonst bey Weibern ungewöhnliche Vernunft besaß, bey Stimmungen der Art ihn nicht zu stören, so dachte er immer fort, und sein Essen bestand diesesmal bloß in maschinenförmiger Bewegung.

Er hatte den Vormittag mit Betrachtungen der Züge seines Manuscripts zugebracht, seine Vergleiche waren aber nur Seelenbetrachtungen gewesen. Sein Gedächtniß ließ ihn nichts in Erinnerung kommen, was Aehnlichkeit damit verrathen konnte; der Nachmittag sollte also mit wirklichen Vergleichen verbracht werden, und er retirirte sich zu dem Ende gleich nach Tische wieder in sein Musäum. So gefälliger Ehemann er sonst auch war, so blieb er jetzt, trotz alles Bittens und Betelns seines zweyten Ichs, bis zur Mitternacht beschäfftigt, und erst da war es, wo er mit der letzten Vergleichung endigte, und nach der letzten Vergleichung gegen die Zeit genommen, ehe die Bauern zu ihm kamen, um nichts klüger war als daß er jetzt ein Manuscript habe, welches er vorher nicht gehabt.

In der Nacht bedachte er endlich, daß wenn er mit diesen Verwickelungen so fort führe, er am Ende des Manuscripts wegen wohl ein Narr werden könnte. Er legte es also beym Aufstehen auf die Seite, und dachte in drey Tagen nicht wieder daran.

Endlich fiel es ihm wieder in die Augen, und nun wollte ers mit dem Deschiffriren versuchen; allein obgleich er acht Tage lang gewisse Stunden bloß dazu anwandte, so fand er auch hier eine völlige Unmöglichkeit. Ganz mit der Philosophie des ächten Weisen bekannt, und ruhig über das, was er nicht ändern konnte, hielt er nun die Geschichte dieses Manuscripts für einen Wink vom Himmel, nicht sich in Dinge zu mischen, die über seinen Horizont giengen, nicht stolz in seinem Wissen und seinen Kenntnissen zu seyn, nicht zu glauben, alles müsse seiner Vernunft unterthänig seyn. Er legte es wieder auf die Seite, und das Manuscript schlief Wochenlang.

Der Pfarrer hatte zuweilen schlaflose Nächte, die ihm nicht seine Gattin machte, denn die war mit allem zufrieden, was er wollte und that, und

weckte ihn also auch nie, wenn gleich etwa eine Glut gegen seinen Mannesarm, der herkulisch um ihren Nacken sich schlang, erwachte.

Als ein frommes Frauenzimmer unterdrückte sie lieber ihre Begierden, um ihm den Schlaf nicht zu entziehen, und ihr herzlicher Wunsch nach Befriedigung mußte nolens volens dem weichen, Gesundheit und Vergnügen ihres schönen Gatten zu befördern, denn der Pastor war ein wohlgewachsener und wohlgebaueter Mann, und zwey schöne Früchte seiner zärtlichen Liebe wiegten zuweilen auf seinem Schooße.

Seine schlaflosen Nächte kamen von zu vielem Studiren her, und in einer derselben fiel ihm einmal eine Fantasie seiner jüngern Jahre wieder bey, in welcher er sich eine Menschensprache geträumet hatte, wie sie ohngefähr vor der Verwirrung der Sprachen beym großen Thurmbau zu Babel gebräuchlich gewesen.

Diese Ideen hatten ihn damals sehr lange und sehr angenehm beschäfftigt. Er hatte sich zweyerley Plane gedacht, auf einer Seite die Art der Menschen sich auszudrücken, die er genau nach den

Tönen des Verlangens bey Kindern abmaß, des Verlangens, welches sie nach diesem oder jenem spüren, je nachdem es nun ihre Seele oder ihren Körper zu betreffen schien. Auf der andern Seite hatte er sich die Art gedacht, wie man wohl dergleichen Sehnsucht und Aeußerungen in Bildern sich mittheilen könnte. Er hatte die Versuche darüber zu Papiere gebracht, und mit Hülfe eines fortdaurenden Grübelns eine ganze Sprache und Schrift herausbekommen, die er damals zwar verschiedenen seiner Koätanen mittheilte, von ihnen aber darüber ausgelacht wurde, und deßwegen die lange Arbeit und Mühe verschmerzte und liegen ließ.

Er konnte kaum den Morgen erwarten, um aufzustehen, und zu einer Kiste alter Papiere sich zu verfügen, zu welcher seine Frau den Schlüssel hatte, die er also nothwendig hätte wecken müssen, wenn er in der Nacht noch die Untersuchung hätte vornehmen wollen. Und von der Seite betrachtet, war er eben so gefällig wie sie, und wollte sie keinesweges stören.

So wie sie sich regte, hatte er erst willens sie sogleich zu wecken, und den Schlüssel zu verlangen; allein so wie nur ein augenblicklicher Zweifel in ihm aufstieg, ob es auch wohl philosophisch gehandelt sey, seinen Begierden den Zügel so sehr schießen zu lassen, so nahm er sich auch gleich vor, die Zeit des Frühstücks erst abzuwarten. Es that ihm hernach doppelt wohl, dieß gethan zu haben, da er gewiß fürchten mußte, seiner Gattin durch eine heftige und zu ungewöhnlicher Zeit geschehene Abforderung einen Schreck verursacht zu haben.

Mit dem kältesten Blute forderte er den Schlüssel und bekam ihn. Er gieng gesetzt und gelassen auf den Boden.

Gehst du nicht jetzt, sagte er zu sich selbst, um einen sehr kindischen Streich zu begehen. Du wirst wohl aus den Thorheiten deiner Jugend Wahrheiten fürs reifere Alter hervorsuchen wollen. Doch, fuhr er fort, lerne daraus erkennen, daß der Mensch immer Kind bleibt. Du bists immer noch. Er war an die Kiste gekommen. Er zauderte noch, ob er aufschließen sollte. Wann dirs geträumt hätte, irgendwo läge ein Schatz, würdest du gehen?

Mensch-

Menschliche Schwachheit antwortete ihm, er würde gehen. Er schloß also auf. Er nahm ein Paket heraus. Sie sind es, sagte er, die Arbeiten fast noch kindischer Jahre. Wann sie nicht mehr thun, werden sie mich doch an meine Schwachheiten errinnern. Es wird gut seyn, einmal zu bedenken, was damals geschahe.

Er gieng mit den Papieren in sein Studierzimmer. Er rollte sie auf. Er las. Er fand die damaligen Ideen weit besser als er erwartet hatte. Er fand seine gewähnte Sprache der Menschen nicht ohne zureichenden Grund. Er las lange. Er bestärkte sich immer mehr darin, daß der Knabe nicht unreif gedacht.

Er stieß endlich auf die Schriftsprache. Es fiel ihm gleich zu Anfange ein besonderer Zug auf, der ihm damals für das Wort Leben passend geschienen. So wie er die Augen darauf heftete, kam es ihm vor, sein Manuscript habe einen solchen Zug gehabt, den er bemerkt.

Hier konnte er sich nicht mäßigen. Er sprang auf, griff nach dem Manuscripte. Es war wirklich der erste Zug. Jetzt arbeitete seine Seele schnell

weiter. Er brachte schon viele einzelne Worte heraus, und wo Bilder nicht halfen, nahm er eine Art von Alphabet zu Hülfe, das er zur Sprache der Menschen entworfen. Viele seiner Buchstaben paßten genau. Andere die nicht paßten, half ihm seine Deschiffrirkunst jetzt entwickeln, wenn sie schon vorher vergebens gewesen war.

Der Mittag war noch nicht da, so hatten seine Progressen den ganzen Titel erklommen, der folgendermaßen lautete:

Leben Uraniens, Königin von Sardanapalien.

Seine Gattin war diejenige, welcher er kein Geheimniß verhehlte, welcher er vor allem nichts verheimlichte, was besondre Freude bey ihm hervorbrachte. Also gieng er noch vor Tischzeit zu ihr und wünschte bald zu essen, um nach Tische eine Arbeit gleich wieder anzufangen, die ihm viel Unterhaltung gewährte. Dabey gab er ihr einen Begriff von dieser Arbeit, und sie freute sich ebenfalls wie ein Kind darauf, sich von ihm Uraniens Leben erzählen zu lassen.

Fünftes Kapitel.

In dem der Sirius zum ersten mal auftritt.

Die Neugierde des Pastors war groß. Die Neugierde seiner Gattin noch größer. Beyde aßen aus einerley Ursachen so schnell als sie nur konnten, und der Pastor hatte kaum den ersten Bissen des letzten Gerichts, welches ein sehr feines Ragout war, das ihm unter andern Umständen oft sehr wohl geschmeckt hatte, zu sich genommen, und es dann auf die Seite gesetzt, als ob er mit der Kochkunst seiner Liebe nicht ganz zufrieden wäre, als er schon in sein Zimmer rannte, und die zweyte Seite seines Manuscripts vornahm, die einen kleinen Vorbericht zu enthalten schien.

Er war glücklich genug, bis zum Abend auch diesen in Ordnung zu haben, und er erstaunte nicht wenig darüber.

Wir wollen diesen Vorbericht ganz so hersetzen, wie er ihn seiner geliebten Ehehälfte vorlas,

wie

wie denn das überhaupt das Vehiculum seyn wird, dessen wir uns bedienen werden, um unsern Lesern die Geschichte Uraniens zu hinterbringen. Er lautete so:

„Geschrieben im Planeten Sirius. Im Jahre „nach der großen Revolution daselbst, 16666. Im „7ten Monate, am 23sten Tage. Von einem der „Schriftsteller, die da befugt sind über Geschichte „zu schreiben; von einem Munde entworfen, der „Wahrheit spricht; von einer Feder gezogen, die „keine Lügen schrieb. Ein Werk, Wesemi Saffras, „des genannten Weisen, aber eines Thoren unter „seinen Brüdern."

„Wenn ich bedenke, mit welcher Angst und „Bangigkeit ich diese Geschichte, trotz ihrer Wahr„heit und Richtigkeit, niederschrieb, so glaube ich „fast, dieses mein Manuscript sey nicht bestimmt, „seine Erscheinung im Sirius zu erleben; sey nicht „bestimmt, unsre Welt zu erleuchten, und Irthü„mer von ihren Augen zu ziehen, in denen die Säue „unter uns sie gewälzet haben. Wir sind alle „schwache Menschen, und warum sollte Urania, die „Königin von Sardanapalien, nicht auch ein schwa-

„cher

„cher Mensch seyn. Allein man macht sie zum „Ungeheuer. Man setzt seine Zähne in das Fleisch „ihres guten Namens, um sie zu jämmerlich zu „zerreißen, zu zerfetzen, zu verläumden. Man läßt „ihr kein gutes Haar. O ihr Sardanapaler, ihr „zeigt eure Schweine-Natur durch eure unanstän„dige Aufführung gegen eure Königin! Ihr, die „ihr Weiber anbetetet, und zu Abgöttern sie mach„tet, ihr laßt auf einmal ab, um einem Weibe, „welchem ihr Ehrfurcht schuldig, deren Schwächen „ihr bedecken solltet, niedrig zu begegnen!“

„Sardanapaler! wo ist eure Artigkeit? Wo „sind eure Sitten? Ihr, die Einwohner des Lan„des der Galanterie, ihr die Schwelgenden in der „Lebensart, ihr die ihr so oft vor den Anblick blu„tiger Auftritte liefet; ihr taucht eure Hände un„gescheut ins Blut eurer Brüder?“

„Ich schrieb, lieber Leser, wer du auch seyest, „und welchen Planeten du auch bewohnen magst, „ich schrieb nicht, um den Ausschweifungen einer „Königin das Wort zu reden. Wir wissen leider, „daß, je größer die Menschen sind, desto zügelloser „und verdorbener sind ihre Grundsätze. Wir wissen

„leider,

„leider, daß die Begriffe der Monarchen so ziem„lich auf ihr uneingeschränktes Ich sich einschrän„ken. Weit entfernt also, daß ich einer Person „das Wort reden sollte, die Pakta mit Füßen ge„treten haben soll — die sie eingegangen; aber be„weisen will ich, daß sie nicht unverdorbner ist, „als andere; daß die Sache nur so groß gemacht „wird, weil der Zeitpunkt der Revolution gerade in „ihr Leben fiel; daß, wenn sie Privatpakta brach, „dieß den Sardanapalern kein Recht giebt, gegen „sie eingegangene Pakta zu brechen; daß es falsch „ist, daß sie Verrätherey gegen ihr Land und ihren „Gatten im Sinn hatte; daß es eben nicht noth„wendig ist, daß der da regiert, den gemacht habe, „der nach ihm regieren soll; daß die Hand des „Schicksals die Lenkerin der menschlichen Bege„benheiten, und daß dieser sich widersetzen, Narr„heit ist."

„Ich gebe euch also eine aufrichtige Darstel„lung von Uraniens Leben, so gut ein schwacher „Mensch sie haben kann. Ich trenne alles davon, „was unwahr seyn soll, von ihrer Kindheit an. „Ich gebe ihrer verehrungswerthen Mutter Glanz

„und

„und Lüster wieder, den man ihr rauben will, ich „nehme ihre Würde in Schutz."

„Hinweg, vergiftete Schlangen! Hinweg ihr „Otterngezücht unbefugter Scribler! Mich höre „die Welt, und sie hört Wahrheit, wie mein Ge„wissen sie nachsagt."

Das war es, was auf dem andern Blatte des vom Sirius herabgefallenen Manuscriptes stand, und was der Herr Pastor in Extasi seinem vielgeliebten Weiblein vorlas.

Die Frau Pastorin wurde bey einer gewissen Stelle in diesem Vorbericht bis über die Ohren roth. Aber ihr Herr war viel zu sehr in sein Manuscript vertieft, als daß er das hätte bemerken können. Auch standen ihr, nach diesem wenigen zu urtheilen, so viel Scenen des Rothwerdens bevor, daß sie sich etwas bey Zeiten daran zu gewöhnen, nicht ganz übel that. Der Pastor, der mit der Welt weniger als mit der Gelehrsamkeit bekannt war, hatte kein arges daraus, daß er vielleicht seiner Frauen Herz selbst verderben könnte.

Die Frau Pastorin, deren Tugend unerschütterlich war, fand wirklich einiges Bedenken, etwas

anzuhören, was ihr Ideen von etwas beybringen konnte, wovon sie bis jetzt noch gar keine hatte, und sie fühlte zuweilen einen kleinen Drang dem Herrn Pastor die Mittheilung zu verbieten, aber die Neugierde trug es endlich doch davon, und nach einigen Tagen hub der Herr Pastor folgendermaßen an:

Sechstes Kapitel.

Erste Nachrichten von Uranien.

Urania, vom Schicksal bestimmt auf den Sardanapalischen Thron zu sitzen, hatte ihren Ursprung nicht ihrem Reiche zu danken.

Es ist, so wie auf andern Planeten, so auch im Sirius die thörichte Mode eingerissen, daß Könige nur königliches oder doch regierendes Blut freyen, damit ja keine Mischung geschehe, und in Parenthesi gesetzt, damit die Geschlechter der Könige und Herren nach und nach immer schlechter werden, und endlich gar aussterben.

— Man

Man sieht nicht ein, wie schön es seyn würde, wenn allemal die tugendhafteste Landestochter auf den Thron gelangte, wie das das ganze weibliche Geschlecht eines Landes anfeuern würde, sich der Tugend zu widmen, wie das so vielen Zwistigkeiten gute Nacht geben, so vielen Parteylichkeiten ein Ende machen würde, die so oft aus diesen Heurathen entspringen, tausenden oft das Leben, und hunderttausenden ihr Vermögen kosten.

Ihr Großen dieser Erde, wenn ihr selbst die Meynung ablegtet, als ob ihr etwas besonderes vor andern Menschen wäret, dann würdet ihr machen, daß andre Menschen zu euch heraufstiegen, und ihr würdet weder der bürgerlichen Tugenden, noch der Menschheit vergessen. Trennt sich der Fürst vom Menschen, und der Mensch sollte sich nicht vom Sklaven trennen?

Wenn ein Fürst einmal den glücklichen, seligen Einfall hätte, seine Kinder weniger in den Schwelgereyen des Luxus zu erziehen, ein gutes bürgerliches Leben ihnen angenehm zu machen, wenn er seinen Thronerben bey reifern Jahren in die Gesellschaft des andern Geschlechts unter Ge-

schöpfe brächte, die nicht angesteckt von den Thorheiten und Lastern der Großen, reines Athems bloß Tugend aushauchten, Gesundheit in ihren Säften, und Liebe in ihren Blicken, fähig wären, immerdaurenden Eindruck auf einen unverdorbnen Jüngling zu machen, wenn er ihm dann die, die er sich wählte, zur Gattin bestimmte, was müßte wohl aus einem solchen Paare werden?

Weg jedoch, Fantom der Einbildungskraft, wir kehren zu Uranien zurück.

Urania war die Tochter eines großen Regenten und einer großen Regentin, aus dem vornehmsten Stamm im Sirius.

Ihr Vaterland, ohne das ganze Deficit des Landes zu haben, über welches sie nachher herrschte, hatte das meiste von dessen Proficit. Es hatte die nehmliche Fruchtbarkeit, eben so befriedigende Produkte, ohne die ganze Sklaverey desselben zu haben. Nach einer gewissen nicht ganz schlimmen Bedeutung des Sardanapalismus lagen in diesem begraben, nicht wie in Sardanapalien bloß der höhere Theil der Bewohner, sondern auch der mittlere, und sogar ein großer Theil des unteren: denn

es war, im eigentlichen Verstande, ein Land in dem Milch und Honig floß, und dessen Bewohner ziemlich faullenzen konnten, ohne deßwegen verhungern zu dürfen. Daß dieß der Fall fast in allen Ländern des Sirius seyn konnte, ist ausgemacht. Allein es ist der Menschen Tichten und Trachten die Ordnung umzustoßen, die die Natur für ihn geschaffen. Es ist einigen wenigen gelungen, die andern zu Narren zu machen, daß sie willig ihren Verdienst und ihre Arbeit mit ihnen theilen. Im Sirius ernähren tausend Menschen oft einen so fett, daß tausend andre davon leben könnten.

Ueber diesen Punkt werden wir in der Folge mehr zu sagen noch Gelegenheit haben. Der Leser möchte sonst zürnen, daß wir so oft von Uranien abbreche n.

Uraniens Eltern waren beyde edler Denkungsart. Ihren Vater verlohr sie frühzeitig, und da er zu ihrer Geschichte keine bedeutende Beyträge liefert, so übergehen wir ihn. Ihr Mutter wird uns desto wichtiger. Als unbeschränkte Beherrscherin großer Reiche und Besitzungen erfodert sie unsre Aufmerksamkeit und verdient ein besonders Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Von Triptemisien, Uraniens Mutter.

Triptemisiens Glanz ist im ganzen Sirius entschieden: Trotz tausend Widerwärtigkeiten die man gegen eine junge schwache Prinzessin anrücken ließ — trotz dem allgemeinen Wunsche, Verlangen und Bestreben, sie sollte nicht die Frau werden, zu welcher sie von Geburt, Schicksal und Vater bestimmt war, erhielt sie sich ohne Wanken nicht allein in ihrer angebohrnen Größe, sondern sie war standhaft im Leiden, nie muthlos, die Gefahr mochte auch so drückend seyn, wie sie wollte, groß in jedem Entschlusse, der ihre Rechte betraf.

Man hatte freylich an Triptemisiens Erziehung nichts versäumt. Sie hatte Begriffe von Tugend, Ehre und Religion, die sie in allem stärken konnten, was ihr begegnete, und wenn ja etwas ihr vorzuwerfen gewesen seyn könnte, so war es,

daß sie vielleicht in Ansehung der letztern, nehmlich der Religion, zu pünktlich war.

Wir wollen hierdurch nicht sagen, daß man in inneren wahren Religionspflichten zu pünktlich seyn könnte. Allein man läßt sich durch das Aeussere derselben oft irre führen. Der Eifer dafür artet in Chimäre aus, die Heuchler, die sich ihrer bedienen, um andre zu blenden, nehmen der Leichtgläubigkeit wahr, mit welcher offne Herzen jeden ihrer Eindrücke empfangen, und bedienen sich des unerlaubt erworbnen Zutrauens, um unter dem Schein des Guten Böses zu stiften.

So gieng es auch hier. Die Diener der Religion im Sirius befleißigen sich, da sie wenigstens auf gewisse Art an jeder Erziehung Antheil nehmen, besonders in die Erziehung derer sich zu mischen, die zum Regieren bestimmt sind, und ihnen Grundsätze einzuflößen, die mit ihrem Eigennutz und mit den Ideen harmonirten, die sie sich gemacht.

Die Religion ist von jeher in diesem Planeten eine Geissel gewesen, deren man sich zur Regierung derer bedient hat, die keinen Regenten über sich

 hatten.

hatten. Sie wurde anfangs für das Stichblatt gegen den Mißbrauch der Gewalt gehalten, die man ihnen einmal eingeräumt; aber bald fand es sich daß sie der Dolch war, dessen sich diejenigen, die sich am nächsten um sie befanden, und gern mit regieren wollten, bedienten, um durch ihre Hand zu morden, nicht bloß Menschen, sondern gute Gedanken, gute Gesinnungen, gute Unternehmungen.

Daß Triptemisie ein wenig zu sehr den Dienern der Religion nachgab, daß diese ihre Einbildungskraft, und durch sie ihren Willen so ziemlich in Fesseln hielten, das hat seine Richtigkeit. Nicht allein, daß sie ihr glaubend machten, sie wären fähig und dazu gesetzt, alles das, was sie etwa übles thun müsse, ihr gut zu heißen, sondern sie behaupteten gegen sie, es müsse sogar etwas übles gethan werden, weil das Uebel nothwendig wäre; und wenn ein regierender Herr sich vornähme gar nichts übles zu thun, so nähme er sich vor sehr schlecht zu regieren, und sollte sich auf den Fall lieber mit der Regierung gar nicht befassen. Ein Regent müsse übel thun, damit gutes daraus entspränge; und verfolgen, damit er nicht verfolgt würde.

So müßte sie zum Beyspiel alles hassen, was nicht dem nehmlichen Glauben zugethan wäre, dem sie anhienge, und wenn auch geradezu ihr menschenliebendes Herz ihr nicht erlaubte, sie zu hassen, so erfordere es doch ihre Pflicht alles mögliche anzuwenden, um sie zu bekehren. Hier müßte selbst Gewalt mit zu Hülfe genommen werden.

So bald man Triptemisien nur von Pflicht vorsprach, und ihr Vertrauter, in Ansehung der Religion, ihr versichert, das sey wirklich ihre Pflicht, so gab es nichts was sie nicht begangen hätte. Auf diese Art that sie vielen Unrecht, die einer andern Religion zugethan waren, als sie, und so gut wie sie, glaubten, daß sie recht hätten, und nicht Ursach hätten, von ihrem Glauben abzustehen.

Die Diener des Glaubens freuten sich denn recht innig, wenn durch ihre Beyhülfe einmal ein sogenannter Irrgläubiger recht gedemüthigt oder wohl gar ganz zu Grunde gegangen war; und so gab die beste Regentin denn diesen parteyischen Leuten die Macht in die Hände, durch sie selbst zu schaden.

Alles das schob man geradezu auf ihre Rechnung. Freylich konnte sie manchmal darin dafür, daß sie nicht allen Verstand und ihre fünf Sinne zusammennahm, um zu sehen, daß die Menschen die sie verfolgte, weit mehr Verdienste hatten, als die, die ihr diese Verfolgung anriethen.

Triptemisie wäre aber auch nicht Mensch, sondern Engel gewesen, wann sie nicht wenigstens diese eine Schwachheit gehabt hätte, denn außerdem konnte man sie keiner mehr zeihen.

Sie war leutselig, gefällig, gegen ihre Glaubensgenossen äußerst mitleidig und half gern. Von denen, die um sie zu bethören, Bekehrung heuchelten, und ihren Glauben veränderten, wurde sie oft hintergangen. Wenn sie sie mit Wohlthaten überhäuft hatte, so wurde sie mit Undank von ihnen belohnt. Sie klagte das zuweilen ihrem Vertrauten, der ihr denn darauf erwiederte, daß ihre Handlung immer dieselbe bliebe und ihren Werth hätte, der Erfolg möchte seyn welcher er wollte; eine Wahrheit, bey der Triptemisie sich sehr wohl beruhigen konnte, da die Verfolgungen, die sie anstellte, ihr als gute Werke und Verdienste ausgelegt wurden.

Tripte-

Triptemisse hatte gewiß den wahren Geist der Regierung. Sie wünschte von ganzem Herzen, und trug mit der That alles dazu bey, daß alles was unter ihrem Schutze lebte, glücklich seyn sollte. Die sie verfolgte, glaubte sie glücklicher, wenn sie sie verfolgte, bey denen wars also fatum inevitabile, daß sie verfolgt werden sollten. Denen sie gut war, denen giengs bey ihr außerordentlich wohl, und die das außerordentlich Wohlseyn nicht vertragen konnten, wie's den Eseln gehen soll, die giengen aufs Eis und brachen die Hälse. Ehe sie aber die Hälse selbst brachen, brachen sie sie freylich manchen andern Unschuldigen, die unter ihrer Privataufsicht sich befanden.

Das kam alles auf Triptemissens Rechnung. Man behauptete von ihr, sie sey zu nachgebend, und diese ihre Nachgiebigkeit sey Ursach, daß so manche Unordnungen in ihren Staaten und Reichen beständen, daß es so manche Bösewichter darin gebe, daß so viel Unterschleif mit Verkaufung der Aemter und allerhand Dingen der Art durchgesetzt würde.

Daß aber in andern Ländern, wo die Strenge stärker, und die Nachgiebigkeit weniger war, eben der Bösewichter so viel waren, daß dort gesagt wurde, es läge an der Strenge, das bedachte man nicht; nicht, daß vorher in den nehmlichen Reichen es der Bösewichter so viel gegeben hatte, da die gute sanftmüthige Triptemisie noch nicht auf den Thron war, noch nicht diese Nachgiebigkeit den Mäulern, die von allen schändlich sprechen, die Gelegenheit gab, auch hier schändlich zu reden.

Daß Triptemisie bey allen den Unglücksfällen, die ihre Reiche im Anfange ihrer Regierung erdulden mußten, nichts beytrug sie zu vermehren, sondern daß sie wo sie konnte, sie verminderte, ist im ganzen Sirius landkundig; daß Triptemisie, wo sie überzeugt war, sie hatte unrecht, gewiß das nicht that, was sie für unrecht hielt, das müssen ihre Feinde selbst ihr nachsagen; daß Triptemisie nach ihrer Ueberzeugung glaubte, jeder ihrer Unterthanen sey so wie sie selbst, sein Blut der Aufopferung zum Besten des Ganzen schuldig, das wird niemand leugnen, und selbst die Geister derer, die in ihren

geführ-

geführten Kriegen drauf giengen, würden nicht über sie zürnen.

Sie hätte nachsichtiger seyn können, sagt man, allein das hätte ihr erst den Rock und dann das Hemde gekostet. Laßt es euren Nebengroßen nur merken, daß ihr geduldig seyd, ihr Großen dieser Erde, und sie werden euch bald verschlingen!

Achtes Kapitel.

Von Triptemisiens Lebenswandel und ihrer Kinderzucht.

Schweigt, all ihr schändlichen Heuchler, die ihr auf Triptemisiens Charakter ein schwarzes Licht werfen wollt; schweigt ihr, die ihr die edelste unter den irdischen Gottheiten des Sirius zu beflecken sucht! Zurück, verläumderische Unglücksbrut, die du dich so gern an die Unschuld wagst, und die Sittlichkeit verletzen möchtest, die ganzen Völkern heilig war!

Nein,

Nein, die Monarchin der schönen sybaritischen Provinzen befleckte nie ihr eheliches Bett, wie ihr so schändlich auf unsern Planeten ausstreuetet — Nein, nie kamen Gedanken ihr, der Frommen, in den Sinn, wie ihr sie ihr beylegt. Triptemisie war durch Unglücksfälle gegen all die Pfeile gestählt, die ihrer Tochter so gefährlich wurden. Und dieß sind einmal die festesten Bestätiger der Tugend. Zu der Zeit, da ihr Gemahl lebte, konnte gar kein so erniedrigender Gedanke in Triptemisiens Seele statt finden. Dieses große Paar liebte sich wie Planetenbewohner je sich liebten.

Also zu der Zeit, da er von ihr weggerissen wurde, da sollte erst Triptemisie angefangen haben, dem Laster zu fröhnen. Eine Frau zur Tugend erzogen, in Tugend aufgewachsen, im tugendhaften Ehebette mit Kindern von der Vorsehung beschenkt, durch herbes Unglück, in dem sie nichts erhalten konnte, als ihr Vertrauen an Belohnung der Tugend, gestählt gegen das Laster; durch den Schmerz ihren Gatten verlohren zu haben, zu Boden gedruckt; von einem wackern Sohn, dem sie schon jedes Regierungsgeschäfft mittheilte, wo nicht beobachtet,

doch

doch immer gesehen; diese Frau sollte in ihren Jahren, bey ihrem reifen Verstande, bey ihrer anerkannten unverstellten Frömmigkeit, ihre Zuflucht, wie ihr sagt, zu einem Hülfsmittel genommen haben, um Leidenschaften zu fröhnen?

Und zu welchem Hülfsmittel? Hinter die Diener der Religion hätte sie ihre Zuflucht gesucht, sich verzeihen lassen, Sünden, die sie Jahrzehende hindurch als Todtsünden betrachtete, oder hätte sich wohl gar von Priestern überreden lassen, diese Sünden zu begehen, hätte von ihnen erst den Keim in sich legen, sich weis machen lassen, es sey in ihrem Alter, bey erwachsenen Kindern nicht gut, daß der Mensch alleine sey.

O ihr Strohköpfe! wohin ist euer Verstand, euer Denken? Dann hätten doch wohl die Priester, wenn sie nicht selbst die ersten Dummköpfe waren, Triptemisien für eine Gans erster Größe halten müssen, wenn sie zu hoffen gewagt hätten, ihren ganzen Verstand, ihre ganze Charakterfestigkeit, ihre ungeheuchelte Frömmigkeit, ihre sittliche und thätliche Ehrfurcht für Tugend, im Teperamente von fast funfzig Jahren aufgelöst zu sehen.

Aber

Aber es ist so der Welt Lauf. Wo man einmal etwas sehen will, da sieht man es in der finstersten Dunkelheit. Ein Blick auf einen jungen Menschen, der bey Triptemisien ein bloßer Blick ihres Wohlwollens war, wurde bey den Spähern für einen verliebten Blick angenommen. Ein paar Worte, die sie mit ihrer gewöhnlichen gefälligen Herablassung sprach, mußten für eine Bestellung gelten, und man scheuete sich nicht Zusammenkünfte, die bloß auf Wohlfarth ihres Landes abzielten, als Rendesvous auszustreuen und bekannt zu machen.

Also nichts von dem über unsre Triptemisie. Sie war tugendhaft und fromm bis an ihren Tod. Sie hatte ihrem Gatten unverletzliche Treue mit ins Grab genommen, und wer im Stande wäre, über das jenseits dieses Planeten wegzusehen, der würde sie im ewigen Entzücken der Wiedervereinigung mit der Siegeskrone der Tugend geschmückt, erblicken.

Aber wir kommen auf einen andern Punkt, in welchen Triptemisie nicht so ganz untadelhaft vor

unsern

unsern Augen dazustehen scheint. Dieß ist die Erziehung ihrer Kinder.

Nicht als ob sie nicht den besten Willen gehabt hätte, sie zu ihrer Freude und zu beständiger Frömmigkeit zu erziehen. Im Gegentheil, sie sorgte für die letzte ein wenig zu viel. Priester hatten die Hand zu sehr im Spiel. Priester waren es, die gute Keime übel keimen ließen; Priester waren es, die den ersten Funken von Leidenschaft in ihnen anfachten.

Triptemisie hatte zwey Kinder. Sevinaldus und Urania. Bruder und Schwester hatten Keime zum Guten; Bruder und Schwester hätten können die edelsten, besten, wirkendsten des Menschengeschlechts im Sirius werden. Sie wirkten auch, nicht beyde gleich schlimm, aber doch beyde viel schlimmes. Urania wirkte nur zufällig Gutes, Sevinaldus viel aus sich mit Vorsatz.

Sevinaldus Leben wird vielleicht in der Folge diesem beygefügt. Jetzt haben wirs mit Uranien zu thun, und nur wo er nöthig ist, wird er erscheinen.

So viel nur noch von der Mutter. Obgleich ihre Tochter Urania sehr frühzeitig Ausschweifungen kennen lernte, und ausschweifte, so blieb doch das vor Triptemisiens Ohren immer Geheimniß. Auch die es wußten, verbargen es ihr sorgfältig. Wer würde es mit der Tochter der Monarchin verderben wollen, die in die Zukunft Seyn oder Nichtseyn über ihn auszusprechen wohl vermögend gewesen wäre.

Allein Triptemisiens eigne Tugend machte, daß sie keines Menschen Tugend ehr in Verdacht hatte, als bis sie sichtlich vom Gegentheile überzeugt war. Sie hatte nicht bedacht, daß eines sechzehnjährigen Mädchens Anblick gefährlicher ist, als einer funfzigjährigen Frau, und daß, wo Leidenschaft brausend wird, selbst Gefahr des Lebens kein gewagtes Spiel scheint.

Triptemisie war nicht einmal überzeugt, daß es in ihrer Residenz der Ausschweifungen mehr, als in äußerst seltnen Fällen gäbe, und sie glaubte nur die sie erfuhr und ahndete, wären da. Wir glauben sicherlich, sie hätte nicht ruhig sterben können, wenn sie nur eine Ausschweifung von Seiten ihrer

Tochter hätte muthmaßen können. Das machte sie nachläßig in der Aufsicht; und die nachherigen Nachrichten aus Sardanapalien schlug sie aus dem Sinn.

Neuntes Kapitel.

Die Frau Pastorin mischt sich ein wenig hinein.

Es war gerade die Zeit, daß die Frau Pastorin ihre Kinder zu Bette zu bringen pflegte, welche Sorgfalt für sie sie niemals einer andern Person zu überlassen gewohnt war, als sie sich vom Pastor zwey Minuten Zeit erbat, um dieses erst zu vollführen. Der Herr Pastor war keiner von denen Menschen, die die Gierigkeit auf eine Lektüre als nothwendig beym Geschmack halten. Er hielt sich auch nicht für einen so trefflichen Vorleser, daß er böse darauf geworden wäre, wenn man um ihn vorlesen zu hören, nicht Erde und Himmel, Hun-

ger und Schlaf vergessen wollte. Er las nicht ganz schlecht vor, und doch vergab er es den Leuten, wenn sie bey seinen Vorlesungen auch nickten, und gar einschliefen, denn auf einer Seite hielt er den Schlaf für ein sehr natürliches Bedürfniß — der Seele, die den Körper zu rechter Zeit dazu anmahnte, und auf der andern Seite wußte er gewiß, daß es manchen Kloz von Seele gäbe, die, wenn er ihr auch aus Klopstocks Messiade Abbadonna in allem seinem Lichte dargestellt hätte, doch eingeschlafen wäre.

Er legte also ganz gelassen sein Manuscript hin, nickte seinen lieben Weibchen zu, und so trippelte diese in ihre Kinderstube, wo die Kleinen ihrer mit Ungeduld harrten, Peter sein Köpfchen in Luisens Schoos, und Luise den ihrigen auf den Tisch gelegt, wo ihr Arm ihr zur Unterlage diente.

„Arme Würmchen," sagte die liebevolle Mutter, „hab' ich doch um eurentwillen mich nicht zur rechten Zeit losreißen können?" — Sie sahe nach der Uhr, und es war eine halbe Stunde zu spät.

Peter wurde erst leise aus Luisens Schoos genommen, und zu Bette gebracht, dann kam Luise

an die Reihe, und das gieng so sanft zu, daß außer einem kleinen Seufzer über die gemachte Unruhe es nicht einmal zu einem Weinen von irgend einem von beyden kam.

Aber kaum waren auch beyde niedergelegt, als die Frau Pastorin mit weit schnellerem Trippeln, als sie weggetrippelt war, wieder zurückeilte; ob, mehr um ihren Mann nicht warten zu lassen, oder um mehr zu hören, läßt sich nicht gut bestimmen.

„Aber in der That,“ sagte sie, wie sie zum Pastor hineintrat, „in der That, Männchen, es ist gut, daß unser Autor ein wenig weitschweifig ist, denn wenn er schon von Uranien angefangen, und nicht Triptemisien dazwischen geworfen hätte, ich glaube die armen Wichtchen hätten bis zwölf Ruhe vor mir gehabt.“

„Ja, mein Schatz,“ erwiederte der Pastor, der inzwischen sich eine Pfeife gestopft, und in ziemlich sinnlicher Behaglichkeit im Lehnstuhl sich geworfen, „es kömmt mir so vor, als wenn dieser Autor mit den unsrigen ziemliche Aehnlichkeit hätte, die, wenn sie von einem Luftballon sprechen, mit der Luft den Anfang machen, und da haben sie denn ein ziemlich

weitläuftiges Feld vor sich. Wenn sie indessen Luft und Wind nur so vortragen, daß der Leser dabey seine Zeit angenehm paßirt, so kann er die paar Kreutzer Beytrag leicht zu den paar Thalern geben, von denen sie leben müssen."

„Nun aber wünschte ich denn doch endlich die Heldin näher kennen zu lernen."

„Ja mein Schatz, jetzt tritt sie gleich auf. Höre nur aufmerksam zu."

Zehntes Kapitel.

Uraniens Eintritt mit festem Fuß.

Uranie kam zu einer Zeit ans Tageslicht, wo sich über den ganzen Sirius Kriege und Unruhen verbreiteten, wo alles sich rüstete, um wider alles zu kämpfen, eine Vorbedeutung, die wohl in Betrachtung gezogen zu werden verdient, da hernachmals durch sie so viele Unruhen entstanden.

Ihre jüngern Jahre giengen mit Beschäfftigungen hin, wie sie sich für eine Person ihres Standes schickten. Triptemisie vergaß nicht an die Erziehung ihrer einzigen Tochter alles zu wenden, was sie als Regentin großer Länder nur von ihrer Zeit abmüßigen konnte. Allein größtentheils mußte man sie doch fremden Händen überlassen.

Von denen, in deren Hände sie kam, sagt man freylich vieles. Triptemisiens Nachgiebigkeit ließ nicht zu, daß sie große Untersuchungen anstellen konnte. Ihr Vertrauen war schnell gewonnen, und so gieng es auch denen, die bey Uranien Mutterstelle vertreten sollten. Diese lebten um Triptemisien, nicht mit ihr; und um sie her war, durch ihre Thätigkeit aufgemuntert, alles voll Wohlleben und Laster. Da nun Uranie mehr mit denen es zu thun hatte, die um ihre Mutter waren, als mit ihr selbst, da sie die Freyheit vom Zwange sehr wohl zu unterscheiden wußte, sehr früh wenigstens das lernte, so ließ sich nichts anders denken, als daß sie dem beblümtern Wege vor dem dornigten den Vorzug geben würde und mußte.

Daß Uranie frühzeitig und zur Unzeit in die Hände der Religionisten fiel, ist wohl eine ausgemachte Sache. Diese Schleicher, die am wenigsten ächte Religion haben, weil sie mit dem Spielwerk sich abgeben, mehr als sie sollten, die mehrentheils Freygeister sind, weil sie ihre Pflichten und ihre Neigungen nicht mit einander zu verbinden, und Beyspiel zu geben wissen, hängen den Mantel allemal nach dem Winde, und wissen sich in jede Laune dessen zu schicken, der ihnen wohlthun kann, wissen jede Laune des Schwachen zu benutzen, und dem sie nicht wohlwollen, jede Scene seines Lebens schwer zu machen.

Wir wollen hierdurch nicht behaupten, daß die Diener der Religion, die Uraniens Bildung unter ihre Hände bekamen, ihr gesagt hätten, daß sie ausschweifen sollte, noch weniger, daß sie selbst vielleicht Gelegenheit gesucht hätten, einer hohen Blume etwas von ihrem süßen Geruche zu rauben. So tief gesunken halten wir die Menschheit nicht.

Allein um sich einer Person gefällig zu machen, die einst ihr Schutz und Hülfe seyn konnte, setzten sie die Pflicht, sie zur Tugend zu ermahnen, bey

Seite,

Seite, entschuldigten Neigungen, von Gewohnheiten — üblen Gewohnheiten erzeugt mit Naturgefühlen, machten unsträflich, was doch sträflich war, und bedienten sich des Mittels Hoheit als Entschuldigung für Mißbrauch der Menschheit anzunehmen.

So nisteten sich in dem Herzen der kleinen Uranie die Schwachheiten ein, die in der Folge zu so vielen Ausbrüchen Gelegenheit gaben, so wurden die ersten Keime des Guten erstickt, die Vorliebe für die Befriedigung seiner Wünsche trat an die Stelle der Selbstüberwindung, und aus dem bestimmten Engel ward ein kleiner Teufel.

Man wußte dabey sorgfältig die Nothwendigkeit beyzubringen, daß Uranie ja Triptemisien nichts müßte merken lassen, was in ihrem Herzen vorgienge. Man mahlte ihr den Unterschied des Gefühls zwischen einer funfzigjährigen Dame und einem vierzehnjährigen Mädchen. Man lehrte sie, daß das Alter die Frömmigkeit zum Urbild trage, daß man sich in diese Frömmigkeit zu schicken suchen müsse, wenn man nicht von ihr unter größerem Zwange festgehalten seyn wolle. Das Wort

Zwang war Uranien der äußerste Mißklang. Sie verabscheute nichts so sehr als gebunden zu seyn, da sie einmal einen Begriff vom freyleben hatte; und wenn man es ihr denn glaubwürdig machte, daß ihre Mutter in jüngern Jahren eben so wie sie gedacht, eben so wie sie gehandelt, so glaubte sie sich zu allem berechtigt. Es ist die Religion, worin Sünden, wenn sie vergeben sind, aufhören Sünden zu seyn, für Regenten und den Despotismus besonders, die allerschlimmste.

Verläumder wollen behaupten, Uranie hätte Gelegenheit gehabt, ein paarmal ihre eigne Mutter Triptemisien im sträflichen Umgange zu belauschen, und das hätte in ihr die Neigungen festgesetzt, die sie nachher so schwelgerisch in Ausübung gebracht haben soll.

Allein, wer sich einen Hof denkt, wer damit bekannt ist, daß die Kinder einer Regentin, und wenn sie auch noch so zärtlich von ihr geliebt werden, doch nie so nahe den geheimen Angelegenheiten derselben kommen, wie man es hier wähnen müßte, der möchte wohl laut auflachen, wenn er solche Possen vorbringen hört.

Uraniens erste Ausschweifungen mögen also wohl von der Freyheit herrühren, die Triptemisie ihren Kindern zugestand, sich zu vergnügen, wie sie konnten, unter welche Vergnügen sie in ihrem Sinne freylich ganz andre zählte, als die sich sowohl Sevinaldus als Uranie erlaubten.

Man behauptet, ein Officier in Sybaritischen Diensten, der aber ursprünglich aus dem Lande der Großmannen stammte, sey der erste gewesen, der der Prinzessin Uranie eine Neigung gegen das männliche Geschlecht eingeflößt, der erste, dem sie ihre Tugend Preis gegeben. Andere wollen behaupten, sie wäre rein von allen männlichen Umgang in die Hände des Königs von Sardanapalien gekommen, nur hätten Temperament und Leidenschaft sie verleitet, sich sträflicher Zulassungen mit ihrem eignen Geschlechte zu bedienen.

Eilftes Kapitel.

Ein abermaliger Einfall der Frau Pastorin in ein fremdes Land.

Die Frau Pastorin war wiederum einige mal roth geworden, ohne daß es der Herr Pastor bemerkt, der also in una serie fortzulesen, sich nicht entbrochen. Jetzt aber war die Dame ein wenig unruhiger, und ihre Bewegungen mochten seine Augen auf sie ziehen.

Wie ein Stein fiel es ihm aufs Herz, als er den Scharlach auf ihren Wangen erblickte. Jetzt dachte er in sich, das hast du doch wohl dumm gemacht, Dinge deinem Weibe in den Kopf zu setzen, von denen sie nichts gewußt hat, und auf die sie nun doch wohl neugierig werden könnte. Aber wie er nur eine Minute überlegt, war er darüber schon wieder sehr beruhigt. Mein Weib, sagte er, eine ehrliche Dorfpfarrers Frau, und Urania, Prinzessin

von Sybaritien, Königin von Sardanapalien, im Planeten Sirius — wie passen die wohl zusammen?

„Es scheint,“ sagte er, „du begreifst nicht alles, mein Schätzgen, was ich da lese.“

„Nicht allerdinges, mein englisches Männchen,“ „erwiederte sie, „und was ich ja auch verstehe, das kömmt mir immer ganz wunderbar vor. Ein König und seine Frau sollte vorher —“

„Ja, mein Püppchen,“ sagte der Pastor, „das ist nicht so wie bey unser einen. Was du übrigens nicht verstehst, das laß du ruhen. Es liegt nichts daran, ob du es weißt oder nicht. Du mußt so thun, als wenn ich manchmal auf eine Stelle im Arabischen stoße, die ich nicht verstehe, da denk ich, ich soll nichts davon wissen.“

„Daß du darüber erschrocken bist, daß ein König eine Frau kriegen könnte, die nicht — du verstehst mich schon, Weibchen, so denken die großen Herren nicht so genau darauf. Es fällt ihnen das nicht sehr ein. Auch muß ich dir sagen eine Hand wäscht die andre, und um das Vergeltungsrecht ist es doch eine ganz vortreffliche Sache in der Welt.

Große

Große Herren wissen schon wie es da zugeht, wo unser einem die Thüre vor der Nase zugeschlagen wird. Wo wir uns den Mund wischen, da brechen sie Kirschen. Die Welt liegt im Argen, mein liebes Kind, und du darfst nur in die Stadt kucken, und du findest nur selten einen Ehemann der sein Weibchen, wie es auf dem Lande immer geschieht, so ehrlich bekommt, wie ich dich an meine Seite erhielt."

Der Pastor legte bey diesen Worten sein Manuscript weg, küßte sein Weibchen ad captationem benevolentiae, und diese erwiederte das Wohlwollen so wohlwollend, daß für diesen Abend die Lektüre beschlossen wurde.

Man gieng schlafen und überzeugte sich, daß das Glück ehelicher Liebe und Treue, was Königen im Sirius so selten zu Theil würde, eine große Glückseligkeit auf dieser Erde wäre. Ehe man aber einschlief, erzählte man sich mancherley, was noch in dieses Fach gehörte, wobey der Pastor immer nicht vom iure talionis abkommen konnte, sondern sehr dreist behauptete, er gönne dem Fürsten oder Könige der ihm sein Weib verführen könne, nicht

allein

allein tausendfältige Hörner, sondern auch wohl ein brennendes Plätzgen in der Hölle, eine Aeußerung, die für einen Pastor eben nicht christlich, doch aber ihm an der Seite seiner schönen Ehehälfte, den Kopf mit solchen Gedanken angefüllt, noch wohl zu verzeyhen war.

Zwölftes Kapitel.

Reicht bis zu Uraniens Ankunft in Sardanapalien.

Einer der vornehmsten Diener der herrschenden Religion in Sardanapalien und Sybaritien wurde einige Jahre vorher, ehe Urania dem Hofe von Sardanapalien einverleibt wurde, von da nach Sybaritien geschickt, um einige Geschäfte seines Hofes in Ordnung zu bringen.

Dieser Herr aus einem großen Stamme entsprungen, hatte ein großes Amt, hatte Hoffnung, das höchste Amt in dieser Religion zu bekleiden,

wo nicht über das Ganze der Religion, doch über alles, was Sardanapalien in Ansehung ihrer betraf.

Jung, feurig, schön mußte er aufs weibliche Geschlecht, besonders an einem Orte Eindruck machen, wie die Residenz-Stadt in Sybaritien es war. Da er auch Verstellungs-Kunst im höchsten Grade besaß, da er fromm seyn konnte, wenn er es seyn wollte, wenigstens es scheinen konnte, so nahm er Triptemisien bald für sich ein. Er hatte große politische Gaben, und Triptemisie, die in diesem Fache jeden mit Recht schützte, der sich hervorthat, besonders wenn er seinen Handlungen den Anstrich der strengsten Rechtschaffenheit zu geben vermogte, machte ihn bald zu ihrem Liebling. Hierzu kam ihre allgemeine Ehrfurcht gegen Diener der Religion, und der Segen, den sie sich deswegen versprach.

Dem jungen Gesalbten wurde so leicht ums Herz, als wär er ein Federball, als er sich so in die Gunst einer der mächtigsten Damen des Sirius eingeworfen sahe. Er war klug genug einzusehen, daß durch Triptemiersiens Vorliebe vor ihm freyen ungehinderten Zutritt zu Uranien hätte.

Auch

Auch waren dieser seine Besuche gar nicht unwillkommen, und wer weiß, was auf eine schon ausgeartete Prinzessin, der Anblick eines jungen, feurigen Mannes, der ihr noch dazu ihre Sünden vergeben konnte, wirken muß, der kann sichs leicht erklären, wie Uranie den Prinzen aufnahm, denn er war in der That aus fürstlichem Geblüte.

Nie hätte er geglaubt, daß sie jemahls eine Quelle so großer Leiden für ihn werden würde, nie er selbst geglaubt, sie je hassen zu können, als er zum erstenmahl bey ihr eingeführt ward. Da stand sie vor ihm, göttergleich, in der vollen Anmuth, in der er sie nachher als seine Königin sahe, und des Päfleins Herz schlug hoch empor, denn im ersten Augenblick brannte er für Liebe gegen sie.

Urania war ein Gegenstand der seiner Seufzer werth war. Honorus, so hieß er, war ebenfalls ein Gegenstand, der werth war, von einer Person ihrer Größe verehrt zu werden.

Ob er bey dem Verständnisse, welches sie damahls mit einander hatten, schon Anspielungen auf die zu treffende Vermählung machte, ob er

von ihr schon dazu angefeuert ward, ob er durch den Beytrag, den er der Ausführung zu geben im Stande war, so mehr wurde, und, ob er diese Gelegenheit brauchte, um ihre Gunst im hohen Grade zu erhalten. Das alles sind Dinge, über die wir einiges Licht zu werfen, nicht unterlassen können.

Hatte gleich der Prinz Honorus nicht die Idee zu dieser Vermählung gegeben, war sie schon das Werk eines Ministers, der seinen nahen Fall dadurch zu hintertreiben suchte, so war er doch ausersehen, sie in Richtigkeit zu bringen, oder doch gewisse Punkte wegzuräumen, die ihr noch im Wege waren.

Er war gerade der Mann, der mit Triptemisien offen, und ohne Rückhalt zu reden vermogte, weil sie seinen Stand schätzte, und diesem alles zu willfahren schon gewohnt war.

Vielleicht wußte Urania selbst, es kam darauf an, daß er ihr Freund wäre, um auf den Sardanapalischen Thron zu gelangen, und Urania, wenn sie schon in der Folge zeigte, daß ächte Politik ziemlich weit aus ihrem Gesichtskreise lag, war doch

durch alles was sie schon gesehen und gehört, so ziemlich im Geist der Kabale eingedrungen, und wußte für sich zu arbeiten, was es nöthig war.

Es läßt sich theils aus dem, was wir in der Folge hören werden, theils aus der bekannten Liebe des Prinzen Honorus zum weiblichen Geschlecht, so wie aus seinem nicht mit Oberfläche sich begnügenden Temperamente und aus der gewohnten Sardanapalischen Zudringlichkeit schließen, daß die Prinzeßin nicht ermangelt haben wird, um Königin von Sardanapalien zu werden, dem, der vieles in Händen hatte, wenig abzuschlagen.

Was ist einem jungen feurigen Frauenzimmer, wenn sie einmahl schon leicht denkt, wenn sie einen Zweck sieht, der der höchste ist, den sie erreichen kann, wenn sie in dem Mann, der vor ihr steht, nicht allein nichts unangenehmes, sondern etwas sehr reizendes gewahr wird, wenn sie sich ihn nothwendig glaubt, wenn sie ihn vor Liebe schmachten und zudringlich sieht, wenn sie auf einer Seite Vergnügen ohne Reue erblickt, auf der andern Verderben ohne Rettung ihre Einbildungs-

kraft ihr wenigstens mahlen kann, was ist diese Aufopferung?

Eben so wenig als wir Triptemisten Unrecht widerfahren lassen konnten, als wir zugeben konnten, daß unter den Umständen, die wir oben angeführt, sie nur einer Ausschweifung fähig gewesen, eben so billig sind wir, es hier nicht ganz außer allen Zweifel zu setzen, daß Urania dem Prinzen Honorus nicht grausam begegnet.

Daß die Freude des Prinzen nicht lange dauerte, daß die Prinzeßin den Geschmack an ihm verlohr, daß ein anderer ihm vorgezogen wurde, dem sie mehr Gehör gab, das hat alles seine Richtigkeit.

Aber damahls waren auch die Pacta schon unterschrieben, damahls war Urania schon declarirte Königin von Sardanapalien, damahls hatte sie keinen Queerstrich von Seiten des Prinzen Honorus zu befürchten, damahls war es vielleicht ihr nützlicher, oder schien ihr nützlicher zu seyn, einen Sardanapalischen Großen in mehrerer Entfernung von seiner künftigen Gebieterin zu halten.

Kurz,

Kurz, Prinz Honorus sahe die kurze Dauer seiner glücklichen Momente, sahe sich zurück gesetzt, und einen andern von einer sogenannten weitplumpern Nation sich vorgezogen, und sprühete Feuer und Flammen.

Es ist wahrscheinlich, daß der Prinz Honorus sich vergessen, und der Dame allerhand gesagt, was zu Wortwechsel und Zwist unter ihnen Anlaß gegeben, woraus die Dame seinen Karakter, und seinen, die Politik überwiegenden Jähzorn ersehen, und ihn behutsam zu behandeln, sich vorgenommen, denn sie schieden ziemlich als Feinde.

Von der Zeit an, soll Urania, so sagt die Chronik der Traditionen, weit mehr in der Ausschweifung zugenommen, dennoch aber die Sachen theils mehr mit ihrem eigenem Geschlechte abgehandelt, theils sie weniger öffentlich getrieben haben. Denn man erzählt sich von der vorherigen Zeit eine Geschichte, die nicht sehr erbaulich ist. Es waren in der Residenz, weil öffentliche Häuser von Triptemisien nicht geduldet wurden, mitleidige Frauen, die sich darauf legten, geheime Zimmer zu halten, um Personen beyderley Geschlechts dar-

inn aufzunehmen, und vor den Verfolgungen der Keuschheits-Wächter, die Triptemisie errichtet, und wie ein Frey-Corps festgesetzt hatte, zu schützen.

Sevinaldus ihr Bruder, um manches Jährchen schon älter, und in Geschäfften der Regierung schon verwickelt, hatte sich ebenfalls, der Himmel weiß, unter wessen Anführung und durch welchen Zufall den Ausschweifungen ein wenig zu sehr überlassen. Beyde versuchten ihr Heil so verborgen als möglich, eine Sache die Sevinaldus, sobald Triptemisie todt war, nicht mehr verbarg, und ließen sichs freylich nicht träumen, daß sie einander einmahl überraschen würden.

Dennoch fügte es das Schicksal so, Sevinaldus trat aus einem, und Urania aus dem andern Zimmer in ein gemeinschaftliches Vorzimmer, und kamen sich auch gerade so in die Augen, daß ihre Erkennung in der Minute erfolgte. Sich so nahe gesehen zu haben, und sich nicht gesehen haben wollen, war unmöglich, besonders da eine dritte Person, die Mama des Hauses zugegen war. Sevinaldus lachte, nahm Uraniens Hand, und

sag-

sagte: Schwester, wir verrathen uns nicht. Uranie war nun wohl ein wenig bestürzter als er. Allein ebenfalls mit ziemlichen Fassungs-Geiste begabt, sagte sie: Der Fall ist ausserordentlich, und um so inniger kann unsre Freundschaft werden.

Würklich sagt man, dieß sey der Anfang einer wechselseitigen Vertraulichkeit gewesen, die sie zusammen errichtet, die aber Sevinaldus besser zu benutzen wußte, als Uranie, weil sie flüchtig genug war, nicht alle Folgen zu bedenken; daß diese ihre Flüchtigkeit freylich Sevinaldus ganzen Plan umstieß, und machte, daß der ganze Sirius ihn für sehr kurzsichtig hielt, da er doch sehr weit und richtig gesehen hatte, das gehört in die Bestimmung seines unglücklichen Gestirns.

Sevinaldus verbot der Mama zwar die geringste Lautwerdung, allein sie war nicht ganz stumm geblieben, sonst wären wir nicht im Stande diese Anekdote mitzutheilen, die vielleicht nur Anekdote ist.

Endlich erschien der Zeitpunkt, in welchem Uranie dem Könige von Sardanapalien zugeführt wurde. Die Diener der Religion hatten ihr ja ih-

re Sünden vergeben, und also konnte sie mit dem froheſten Herzen die Reise zu ihrem künftigen Gatten antreten.

Sie wurde ja von den Segens-Wünschen ihrer Mutter Triptemisie begleitet, die sie für die ehrlichste moralischste tugendhafteste Person hielt, die dem Lande Sardanapalien einen reichhaltigen Segens-Schatz zu geben glaubte, die mit der besten Absicht von der Welt, die Freundschaft zwischen zwey Reiche wieder anknüpfen wollte, die immer in Feindschaft gelebt hatten.

Sevinaldus nahm den zärtlichsten Abschied von seiner Schwester, nachdem er vorher mit ihr weitläuftige Verabredungen über künftige Dinge und Verhandlungen genommen, nachdem er zu ihrem nicht geringem Erstaunen, den Prinzen Honorus ihr anempfohlen, als einen Mann ihr anempfohlen, in dem sie ihr ganzes Vertrauen zu setzen, und ihn als Rathgeber zu betrachten, nicht unterlassen sollte. Ja, er entdeckte ihr sogar, daß wenn dieser Mann das ganze Ruder des Staats in die Hände bekäme, ihre und seine Wünsche alsdenn vollkommen erfüllt seyn würden.

Urania war viel zu sehr auf ihrer Hut, als daß sie sichs jetzt hätte sollen merken lassen, daß der Prinz Honorus ihr eigentlich ein Dorn im Auge, und ihrem Anblick ein Scorpion sey. Glücklicher oder unglücklicher Weise fiel es ihr ein, daß sie noch den Einfluß dieses Mannes am Sardanapalischen Hofe nicht kenne, und sich erst überzeugen müsse, in wie fern er ihr nachtheilig oder nützlich seyn könnte. Sie verwarf also des Bruders Rath nicht.

In Sardanapalien jubelte man der Ankunft der Gemahlin des Königs entgegen. Alles war Freudenreich, daß die Verbindung gerade mit dem Sybaritischen Hofe zu Stande gekommen wäre. Sybaritien und Sardanapalien vereint konnten freylich so ziemlich dem ganzen übrigen Sirius trotzen. Niemand kannte die Prinzessin anders als gut. Oeffentlich spricht man von großen Lebenden immer wie man soll, nicht wie man sollte.

Uranie legte ihre Reise glücklich zurück, und betrat die Grenzen des Sardanapalischen Landes mit blendendem Glanze, denn Jauchzen von allen Seiten strömte ihr entgegen.

Dreyzehntes Kapitel.

Nach einer ganz kleinen Episode hören wir etwas näheres von dem Königreiche Sardanapalien.

Wir glauben nicht, daß unsre Leser unzufrieden mit uns seyn werden, daß wir vergessen haben, im vorigen ihnen zu sagen, daß der Pastor mit seiner Gattin wieder aufstehen mußte, um die im vorigen Kapitel geschehene Vorlesung zu unternehmen. Eben so wenig wollen wir ihn mit irgend etwas belästigen, was in die geistliche Familie einschlägt, ohne Bezug auf unsre Uranie geradezu zu haben.

Ganz aber verschweigen, was die Frau Pastorin bey diesem Schluß des zwölften Kapitels sagte und empfand, das geht auch nicht.

„Und wenn nun,“ waren ihre Worte, „das Volk gewußt hätte, daß seine Königin, verdächtig wenigstens, zu ihnen käme, würde es sie dann

auch mit diesen Jauchzen und Jubel empfangen haben?"

„Ob im Sirius," sagte der Pastor, „das läßt sich nicht gut bestimmen. Ich kenne das Charakteristische dieses Planeten zu wenig, um davon urtheilen zu können. Auf unserer Erde? — O ja, sag ich, denn die knechtische Ehrfurcht, die wir für die Personen haben, die uns beherrschen, macht, daß wir ihre Fehler in einem weit leichtern Lichte betrachten, als sie eigentlich zu betrachten sind."

Die Frau Pastorin wollte sich in keine weitere Erläuterung einlassen, oder pausirte wenigstens etwas lange, und die Pause machte der Pastor sich zu Nutz, und fuhr fort.

Am Sardanapalischen Hofe war damals eine Regierung, von der man sagen konnte, sie war weder Kix noch Kax. Der König war freylich König, allein da er die Jahre noch nicht erreicht hatte, die erfordert wurden, damit ein König mehr als den Namen eines Königs hätte, so war er König ohne König zu seyn.

An seiner Statt regierte ein Anverwandter von ihm, der zwar eben so wenig König war als er, der

es aber hätte seyn können, weil er die erforderlichen Jahre hatte.

Er war es aber nicht, weil er ein Schwachmatikus war. Es gab also in Sardanapalien einen Titular-König, und das war unser König, der Uranien heurathete; es gab einen passiven König, der regieren sollte und nicht regierte, und der aktiven Könige waren verschiedene, die aber nicht Könige hießen, sondern sie bestanden aus einer miserablen Maitresse des passiven Königs, und einigen noch viel miserablern Ministern.

Der Pastor konnte sich nicht enthalten, hier auszurufen: „Bey meiner Seel, eine treffliche Regierung! Eine Königsliste, die der Mühe werth ist, aufbehalten zu werden!" Dazu schwieg die Frau Pastorin, weil sie nicht viel davon verstand —

Der Titular-König, fuhr der Pastor fort, nahm seine Braut mit der äußersten Zärtlichkeit in die Arme. Uranie war lebhaft, fast wild, und das hatten die Sardanapaler gern. Alle Großen beeiferten sich, sich ihr gefällig zu machen, das Volk betete sie fast an.

Der

Der sardanapalische Hof bestand damals fast aus lauter Auswurf. Des passiven Königs Maitresse, die selbst zum ersten Auswurf gehörte, hatte natürlich alles Auswurfswesen zu heben gesucht, was vor ihrer Erhebung sich um sie gesammelt. Es ist hier nicht unsere Sache, dieß in ein deutlicheres Licht zu bringen. Es erforderte ein besonders Buch. Einer der ersten Könige ließ sich von einem der gemeinsten Weiber regieren, die die verworfenste ihres Geschlechts war. Wir werden alle um sie befindliche Personen nur in der Art betrachten, wie sie in die Geschichte unsrer Uranie sich verpflechten.

Die königlichen Anverwandten waren durch das Beyspiel des passiven Königs nicht sehr erbauet, und da der passive König schon sehr lange dergleichen Unfug getrieben, so hatte man sich, da es ohnedem am sardanapalischen Hofe sehr viel Freyheiten bey sehr vielem Etikette gab, nach und nach gewöhnt, ein gleiches Leben zu führen. Die meisten Prinzen des Hauses waren mit ihren Gemahlinnen in großem Streit und Uneinigkeit, die meisten hielten sich öffentliche Beyschläferinnen, der Ton gieng auf die andern Stände herab, und wer

in Sardanapalien nur halbwegs mit Lüster leben wollte, der mußte eine Maitresse unterhalten.

Allein troz allem dem lebte die Gemahlin des Königs, der wirklich für die Erbfolge zu sorgen hatte, allemal sehr eingeschränkt. Sie war es, die auf jedem ihrer Tritte bewacht, nie allein gelassen, einzig für den König aufgespart werden sollte, und mußte. Freylich ein Zwang, allein ein Zwang, den Königinnen sich, um immerwährend die Reinigkeit ihrer Sitten und ihres Betragens darzuthun, auch wohl könnten gefallen lassen.

Uranien freylich war das nicht gelegen. Ihre Ideen waren ganz andere. Sie hatte sich Freyheiten am Sardanapalischen Hofe gedacht, die die am Sybaritischen bey weitem übertreffen sollten, und fand nun, daß ihre geträumte Freyheiten Einschränkung und Zwang wären. Das sollte und konnte sie nicht dulden, sie wäre dabey zu Grunde gegangen. Sie hatte zwey Dinge nur im Kopf, da sie nach Sardanapalien gieng.

Vierzehntes Kapitel.

Von den zwey Dingen, und noch mehreren.

Wir könnten den Leser wirklich eine halbe Stunde mit den verschiedenen Rathereyen aufhalten, die zwischen dem Herrn Pastor und der Frau Pastorin vorfielen, weil der Pastor das Manuscript gerade noch nicht weiter deschiffrirt hatte. Weil wir aber Weitschweifigkeit gern vermeiden möchten, so führen wir ihn, da sie gerade der Wahrheit entgegenriethen, auf die Sache selbst, und sagen, daß die zwey ihr im Kopfe sitzende Dinge keine andre waren, als:

1) sich selbst in den Besitz so vieler Freuden zu setzen, als ihr Korpusculum zusamt der Seele nur zu fassen im Stande wäre —

2) Ihrem Bruder Sevinaldus so viel Dienste zu leisten, als in ihrem Vermögen stünde.

Nach diesen beyden trachtend war ihr freylich das eingeschränkte Leben, welches sie führen mußte, unangenehm. Sie machte sich nichts aus der angenommenen Politik, daß wenn ja es an der gehörigen Tüchtigkeit fehlte, privilegirte bey der Hand wären, die einem Uebel von so wichtigen Folgen Einhalt thun könnten. Sie wollte frey, ungebunden leben, wollte genießen was ihr schmeckte.

Uranie suchte sich daher die Freyheit zu ertrotzen, die ihren Vorgängerinnen nicht erlaubt gewesen war. Immer waren Gesetze und Einrichtungen darin sehr unbillig gewesen, daß dem Könige etwas ganz ungemessen frey stand, was der Königin ganz ungemessen abgeschnitten war. Und wenn auch man im Sirius überzeugt war, daß es nicht von so großer Bedeutung sey, wenn ein Mann ausschweife, als wenn eine Frau es thue —

— Hierbey rümpfte die Frau Pastorin ein wenig stark das Näschen —

wenn es gleich sich so ziemlich aus der Natur demonstriren läßt, daß das seine Richtigkeit habe, so ist doch nichts abgeschmackter, als daß man dergleichen nicht wenigstens mit einer Art von Ein-

kleidung

kleidung einrichtete, so daß es nicht allen so auffallend ungerecht schien. Denn im gemeinen Leben strafte die Gerechtigkeit das, was der König öffentlich ohne Rücksicht auf Religion, Gesetz, und Beyspiel that, und das hieß doch zu offenbar sich über die Gesetze weggesetzt.

Wenn man sich ein wenig in die alten Zeiten im Sirius zurücksetzt, so wird man gewahr, daß da der Gesetzgeber immer darauf sahe, daß seinem Gesetze nicht durch ihn selbst wehe geschah; denn wenn das der Fall gewesen wäre, so würden die Siriusischen Menschen nicht angestanden haben zu sagen: Du hältst das Gesetz nicht, was du gegeben? Marsch, von deinem Thron herab, und laß einen würdigern darauf sitzen. Allein die Zeiten änderten sich bey uns, und so auch die Sitten.

Uranie hatte es bald weg, daß da ihr König nur noch Titular-König war, sie bey dem passiven Könige sich gut setzen mußte, um mehr Freyheit und Willen zu bekommen. Das erste, was sie that, war sich freye Entree bey ihm auszubitten, und die konnte das schmeichelnde einnehmende Kreaturchen ja wohl erhalten. Sie wußte den alten Passiven

so

so den Bart zu streicheln, und die Wangen zu kitzeln, daß ers beym Titular-König durchsetzte, daß sie kommen konnte, wenn sie wollte —

Sie nahm sich hierauf die zweyte Freyheit, der alten Begleiterin sich zu entledigen. Diese Person, die es sehr redlich und aufrichtig meinte, wurde nur die alte Katze genannt, und nun mochte sie von Anstand und Gewohnheiten und Unschicklichkeit predigen, wie sie wollte, man lachte sie aus.

Urania führte zur Entschuldigung ihres Betragens an, daß es sehr thöricht sey, daß, da die ganze Sardanapalische Welt vorwärts gienge, die Königin allein stehen bleiben sollte. Sie habe sich einmal vorgenommen, eben so liebenswürdig zu werden, wie alle diese Weiber, und das Steife abzulegen, wo sie ganz allein steif, und alles übrige leicht, frey, ungebunden, seines Willens Herr, und seiner Begierden Meister seyn könnte.

Der alte Herr (mit diesem Ausdruck wird der passive König im Manuscript zuweilen bezeichnet) fand wirklich sehr viel Behagen an seiner kleinen Sybariterin; und wenn sie sich in seiner Gnade zu

erhalten

erhalten gewußt hatte, so wäre das wahrscheinlich nicht übel für sie gewesen.

Allein dazu war Uranie viel zu leichtsinnig hatte viel zu wenig Standhaftigkeit, und zu wenig reelle Politik, um den Mittelweg zwischen des alten Herrn Neigung zu ihr, und seiner großen Vorliebe vor seine Maitresse zu behaupten. Sie ließ sich anfangs zu viel gefallen, und endlich fiel sie zu bitter aus. Alle Verwandten des passiven Königs haßten das Monstrum, das ihn gängelte. Er wollte sich in seinen alten Tagen gern noch einmal die Freude machen, sie von einer Person seines Hauses geliebt zu sehen. Deßwegen war ihm der Uranie schmeichelndes Wesen, und die Gefälligkeiten, die sie sich gegen seine Geliebte gefallen ließ, so entzückungsvoll. Er konnte dadurch zwey Leidenschaften befriedigen — seiner Geliebten ein Opfer bringen, und, seine Verwandten ärgern.

Uranie mochte denn aber doch in dem Wesen dieser, aus den gemeinsten Haufen ausgelesenen, und unter diesen noch als die gemeinste anerkannten Person, etwas mit dem Gefühle einer Königin so ganz unharmonisches entdecken, daß sie sich nicht

das gänzliche Stillschweigen darüber zugestehen konnte.

Am Abend des Tages, da sie einmal mit dem alten Herrn und ihr gegessen hatte, sagte sie: das ganze Sardanapalien müßte in dem Augenblick verdunkelt und nur für diese noch ein Lichtstrahl vorhanden gewesen seyn, als man sie für den alten Herrn ausgesucht; und der passive König selbst müsse von Gott verlassen seyn, daß er so ein Ferken im Bette dulden könnte.

Es fehlte nicht an Aufpassern, die dem passiven Könige das wieder hinterbrachten, und von der Zeit an, war es auch mit der Gnade des alten Herrn zu Ende. Er begegnete Uranien sehr zurückhaltend. Sie machte zwar noch verschiedene mal Versuche, wieder dahin zu kommen, wo sie gewesen war; aber als sie ihn wieder so ziemlich weit hatte, und er eben im Begriff war, durch ihre schmeichlerischen Künste sich einschläfern zu lassen, riß er sich auf einmal los, und sagte: „Madam es wird finster, und es bleibt kein Lichtstrahl für sie." Sie verstand das, und der alte Herr war für sie verloren.

Daß dieß in ihrem Leben eben keine angenehme Katastrophe war, ist ziemlich ausgemacht. Alles, besonders auch die Verwandten des Hauses hatten sie um des Einflusses willen, den sie hatte, verehrt und geschätzt; sie hatte ihrem Willen den Willen der übrigen unterwürfig gemacht, und man bückte sich oft wider seinen Willen vor sie.

Der Kaltsinn des alten Herrn gegen sie wurde aber durch mächtige Beyhülfe des Neides weit schneller noch bekannt, als vorher ihre Progressen in seiner Liebe, und Uranie hatte eine Zeitlang viel deßwegen auszustehen. Man spöttelte, man lachte, man warf ihr die kleinen Gefälligkeiten gegen das verworfne Geschöpf vor. Es kam sogar zu einigen Debatten mit ihrem Gatten, die auch ziemlich laut wurden.

Indessen liebte sie dieser von Grunde seiner Seele; und hätte Uranie diese Liebe zu schätzen gewußt, und wenn sie auch seiner körperlichen Schwachheiten wegen sich schadlos halten wollte, sich nur etwas eingezogner und vorsichtiger dabey betragen, so hätte sie immer das glücklichste Leben führen können.

Wodurch es kam, daß es ein so schwächlicher Herr war, darnach müssen sich unsre Leser gefällig an die Aerzte der Hauptstadt in Sardanapalien wenden, und dort Erkundigung einziehen.

So viel ist wohl gewiß, daß wenn der König auch alle Kräfte anwändte, die nur menschlicher Weise möglich waren, so blieben sie ohne Wirkung, und ungeachtet einige Jahre hingiengen, ehe er den Sardanapalischen Thron wirklich betrat, und selbst regierte, so betrat er ihn doch ohne noch Erben zu haben. Diese Epoche erfordert aber noch einige besondre Aufmerksamkeit.

Funfzehntes Kapitel.

Die Thronbesteigung.

Der Pastor bestieg sein Bette; das war der Thron seiner Liebe. Seine Gattin hatte bey der Erzehlung von des Königs geglaubten Unvermögen einige mal Gelegenheit gehabt roth zu werden. Jetzt war

es

es dunkel, also beantwortete sie die Anmerkung ihres Mannes, daß es doch gut sey, wenn aus einer Ehe gesegnete Zweige entsprössen, mit einem herzlichen Seufzer und einem O ja!

Wir wollen sie in ihren Geschäfften nicht stören, sondern nach Sardanapalien zurückkehren, wo der König nicht das Bette, sondern den Thron bestieg, und so eine schöne Parallele wir auch zwischen diesen beyden Besteigungen bearbeiten könnten, so abstrahiren wir abermahls, um den Faden der Geschichte nicht etwa zu unterbrechen.

Wäre der bisherige Titular und nunmehro würkliche König von Sardanapalien so thätig gewesen, als er gut war, hätte er die Mittel der Verbesserung so gut finden können, als er fand, daß die vom passiven Könige angewandten nichts taugten, wäre er nicht unter dem Pantoffel Uraniens gewesen, die ihn schlechterdings nicht aus dem Netze ließ, womit sie ihn einmal umschlungen hatte, und die die räthselhaftesten Erinnerungen von ihm durch ein Lächeln, einen Blick oder ein Thränchen niederzuschlagen wußte, so wäre sein Volk unter ihm glücklich gewesen.

Der passive König war zum Glück gestorben, als der Titular-König die Volljährigkeit zur Regierung erreicht hatte. Da der passive König ganz unumschränkter Herr gewesen war, und nichts ausser sich gekannt hatte, die Befriedigung seiner Wünsche für sein erstes nothwendigstes und nützlichstes Gut gehalten, so hatte er das Land erschöpft, dem Volke weh gethan, Armuth und Leiden über dasselbe gebracht, und den Fluch so mancher Unterdrückten auf sich geladen. Würklich hätte schon lange das Land den Titular-König gern zum würklichen König angenommen, weil er Sparsamkeit liebte, sein Volk liebte, und so nun wenigstens eine Aussicht sahe, daß der gänzliche Umsturz des Königreichs Sardanapalien vermieden, und dieses Land, was von der Vorsehung so sehr begabt, und bestimmt war glücklich zu seyn, wieder in die Laufbahn des Glücks gebracht werden könnte.

Die unsinnigen Verschwendungen, die der passive König gemacht hatte, die Summen, die seine Maitresse theils verthan, theils auf die Seite geschaft, theils Leuten gegeben, die deren nicht bedurften, theils solchen, die sie nicht verdienten,

hatten die Einnahmen aus dem Königreiche weit überstiegen, hatten das Uebel nach sich gezogen, daß mehrere Große des Reichs ebenfalls verschwendeten, weil sie so leicht verdienten, und das noch weit schlimmere, daß Leute zu Großen des Reichs gemacht waren, die die allerwenigsten Talente dazu hatten, und durch sie andere verdrängt, die das Beste des Staats zu ihrem Augenmerk hatten.

Kurz das Reich sahe einer gänzlichen Verwüstung entgegen, und es war mit dem Jammer desselben auf den höchsten Grad gekommen, als Uraniens Gatte zu dessen Verwaltung kam. Es ist ausgemacht wahr, daß, wäre Uranie nicht Königin geworden, so hätte selbst des neuen Königs Schwachheit weniger geschadet, denn eine immer um ihn her schmeichelnde Person war einzig und allein fähig, ihn theils zu Schwachheiten, um seinen Ministern gefällig zu seyn, zu verleiten, theils seinen Augen die Binde vorzuhalten, durch welche er in die wahre Beschaffenheit des Staats einzudringen, unfähig blieb.

Ohne Uranien hätte der König seinen Zweck der Oekonomie besser durchgesetzt, dem sie durch-

gängig zuwider arbeitete. Ohne Uranien wären viele Minister nicht untreu geworden, die durch ihre Bedürfnisse gezwungen, durch ihren Zorn geschreckt, sich in Komplotte mit ihr einließen, das Land auszuziehen, und den König zu hintergehen.

Doch davon hernach mehr. Jubel und Freude schallte der neuen Regierung entgegen. Auch war das beste zu hoffen und zu erwarten. Mit Wehmuth und Nachdruck ersuchte der König selbst Uranien, ihrem Aufwande Einhalt zu thun, machte ihr selbst die Vorstellungen, daß nur durch den Wohlstand des Volks der Wohlstand des Regenten erhalten würde, daß die Macht des Königs nichts sey, wenn sein Volk ins Nichtsseyn zurückgebracht würde.

Ermahnungen, die Uranie anhörte, ohne sie zu beherzigen, dem Könige alles versprach, um nichts zu halten, den Aufwand ihres Putzes und ihrer sonstigen Bedürfnisse bey den Festlichkeiten der Thronbesteigung unmäßig erweiterte.

Festlichkeiten, die der König gern ganz davon getrennt, wenn er gekonnt hätte, die er aber doch so sehr einschränkte, daß der größere Theil der

sonst

sonst bey diesen Gelegenheiten angewandten Summen dem Volke zum Nutzen fielen.

Kaum war der neue König auf den Thron, als sein Geschäfft darin bestand, die Maitresse des passiven Königs abzuschaffen, ihre Kreaturen zu entfernen, und denen, die ihm wichtig genug schienen, das Werk zu regieren, dasselbe zu übergeben.

Daß er in seiner Wahl eben nicht unglücklich war, zeigten die Folgen? Daß er aber nicht standhaft genug war, Uraniens öftern Bitten zu widerstehen, daß er von ihr sich Fehler von guten tadellosen Menschen, als Fehler aufbürden ließ, das war eine Schwachheit, die ihm nur zu verzeihen ist, weil er sein Weib liebte.

Ein anderer König, der sein Weib nicht liebt, liebt seine Maitressen, ein anderer seine Lieblinge. Folgt nicht hieraus: Ein König sollte nichts lieben?

Sechzehntes Kapitel.

Ganz das Werk des Herrn Pastors.

Ein König sollte nichts lieben? — sagte der Pastor, legte den Finger an die Nase, das Manuscript aus der Hand, und warf sich gedankenvoll in seinen Lehnstuhl zurück.

Ein König soll allerdings lieben, fuhr er im Aufspringen vom Sessel fort, setzte sich aber gleich wieder. Sein Volk soll er lieben, fuhr er ganz gelassen fort.

Das ist auch wahr, liebes Männchen, war der Frau Pastorin Einfall.

Ja wohl ist das wahr — Ein König sollte nichts lieben? Und du willst ein Weiser aus Sardanapalien seyn, und dein König soll nichts lieben?

Ein König, mein liebes Weib, ist vielmehr geschaffen, und bestimmt, alles zu lieben. Wer nicht liebt, der wird zum Tyrannen, wer nichts liebt, dem

dem ist alles gleichgültig. Welcher König seine Unterthanen nicht liebt, der regiert schlecht — Der König muß Böse und Gute lieben, muß aus Liebe Gesetze geben, muß aus Liebe bestrafen, züchtigen, ja, wenns Noth thut, tödten lassen.

Wehe dem Lande, wo das alles nicht aus Liebe geschieht! Wehe dem Könige, der aus Partheylichkeit, aus Haß, aus Rachsucht, die Pflichten übt, die bloß Liebe zum Grunde haben sollen. Wehe dem, der sich überreden läßt, er müsse den tödten, jenen seines Amts entsetzen, weil es die für gut finden, denen er trauet. Nein — der König, der das thun kann, der hat keine Liebe zu dem Volk, dessen Vater er ist.

Was kann für einem König wohl eine nützlichere, was wohl eine angenehmere Beschäftigung seyn, als seine Unterthanen anzuhören, ihre Leiden zu mildern. Er kann nicht alles übersehen, nicht alles selbst untersuchen — Wahr! das Schicksal lenkt die Handlungen der Menschen. Die aber das Ohngefehr zu ihm lenkt, die muß er überhören, weil er nicht alles hören kann? Die in seiner Nähe winseln, die muß er winseln lassen, weil er nicht jedes

des Gewimmer stillen kann? Die ihre Leiden ihm vortragen wollen, die muß er zurück stoßen, weil er nicht aller Leid in Freude verwandeln kann? Er muß keinen Jammer hören, weil ein Königs-Ohr nur Freuden-Jubel sich öffnen müsse?

Der König ist auf der Jagd. — Der König belustigt sich. Er will sich von schweren Staatsgeschäfften erholen — Ein armer Bauer will seine Noth klagen — Ey, wer wird den König überlaufen — Es sind seine Recreations-Stunden. Der Hirsch entgeht dem König, wenn er ihm nicht gleich nachsetzt. Ja freylich, der Hirsch darf von keiner andern, als von der königlichen Hand erlegt werden, und ehe der König ihn erlegt, muß er vor Angst Athem und Leben fast verlieren. Dem Bauer wird den folgenden Tag sein Haus und Hof verkauft, weil der Amtmann ihn geschunden. Weib und Kinder gehen betteln. Von den letzten verschmachten einige vor Hunger, andere erstarren vor Kälte. Sein Weib aus Mangel an Nahrung und Pflege, stirbt auf dem Stroh mit dem Kinde, mit dem sie in Wochen liegt, und der Mann, der sonst fleißig arbeitete, verfault lebendig auf dem Mist.

Das

Das ist eine Folge des königlichen Vergnügens an dem merkwürdigen Tage —

I, was träume ich denn? Nein, das thut der König nicht. Der König läßt den Hirsch laufen, und hört den Bauer. Aber der König braucht den Hirschbraten. So läßt er die Jäger ihn schießen, ohne ihn lange zu martern. Er hat ja hier etwas edleres zu thun.

Der König hört den Bauer, und entrüstet sich. Das muß ich untersuchen, spricht sein königlicher Mund. Er versichert den Bauer, er wird ihn hart bestrafen, wenn er den Amtmann verläumdet hat. Der Bauer versteht sich dazu, das zu dulden.

Der König geht nun würklich mit ihm, er sieht seine Berechnungen, er begleitet ihn damit zum Amtmann. Er findet, daß der Amtmann unrecht hat, daß er dem Bauer unermeßliche Strafgelder abgenommen. Er muß sie zurück zahlen, der Bauer behält Haus und Hof, erzieht seine Kinder dem Könige theils zu Soldaten, theils zu Bauern, seine Töchter zu ehrlichen Weibern. Der Amtmann bessert sich durch den Schritt. Alle die unter ihm stehen, klagen nicht mehr.

Wel-

Welches hat denn der König gethan? — I nun, der eine hat das gethan, der andre jenes. Welcher aber mag wohl ruhiger sich schlafen gelegt haben, und wenn beyde Könige in der Nacht gestorben, wem ists wohl in der andern Welt besser geworden.

Siehst du Frau, der andere König liebte den Bauer, und liebte den Amtmann, und liebte sich selbst; der erste König aber liebte gar nichts. Und ein König der gar nichts liebt, ist auch gar nichts.

Da fällt mir immer der alte Fritze ein. Es war eine gar zu gute Sache um den alten Fritz. Er liebte alles, alles, alles. Er liebte den schlechtsten Bauer wie den größten Edelmann; er liebte seine Soldaten, und liebte seine friedlichen Einwohner. Er sagte, ich will die Leute glücklich machen. Das thue ich, wenn ich sie lehre mäßig seyn; das thue ich, wenn ich sie zur Ordnung anhalte.

Fritz ließ manchen nach Spandau bringen, und er liebte ihn doch gewiß. Er fand daß Spandau für ihn ein weit glücklicherer Aufenthalt sey, als wenn er unnütz Zeug in der Welt machte. Er ver-

versorgte ihn, da er sich selbst auf eine sehr falsche Weise versorgte. Fritz wird nie jemanden, der Familie hatte, nach einer Festung haben bringen lassen, ohne auf seine Familie zu sehen, denn er liebte alle seine Unterthanen.

Wenn ich an Fritzen denke, so stehen mir immer die Thränen in den Augen. Er war ein so großer Kenner des Weltsystems, ein so großer Verächter aller Vorurtheile, ein so standhafter Behaupter und Ausführer alles dessen, was er einmal für die Menschheit zuträglich fand.

Ein König soll nichts lieben? Was das für ein dummer Gedanke von dem Sirius-Mann ist. Schier möcht ich das Manuscript verbrennen, wenn ich wüßte, daß er noch mehr solch Zeug zu Markte brächte.

Und so soll ein König auch sein Weib — besonders sein Weib andern zum Beyspiel lieben. Da ehren wir Gott unsern König Georg. Der hat doch sein Weib lieb. Und die Spötter mögen ihn auslachen, wie sie wollen, es ist doch das brav von ihm, und bringt ihm auch Segen; und wenn seine Knaben ihm auch viel Kummer machen, so sinds

doch

doch rüstige Bursche, die wieder ihm auch viel Freude erwecken. Sie packen alles mit an, und scheuen sich nicht zu Wasser und zu Lande sich jedem andern Engelsmann gleich zu setzen.

Und so konnte der König von Sardanapalien auch sein Weib lieben, und mußte sein Weib lieben, aber freylich mußte er ihr auch den Daumen aufs Auge halten, wenn sie nicht so klug war, sich selbst einzuschränken. Ich wollte es wahrhaftig Georgs Frau nicht rathen, daß sie ihm einmal so der Quere käme, wie Frau Urania ihren Herrn Gatten. Aber Georgs Frau ist auch ein bravs Weib, wie es eins auf Erden geben kann. Sie soll leben!

Und der König kann auch seine (die Maitressen gehören zum Nefas) Günstlinge lieben, nota bene, er muß sich nicht von ihnen regieren lassen, das heißt auch nicht lieben, das heißt Schwachheiten den Zügel schießen lassen.

Und ich will auch in der That, sagte der Pastor, und schlug auf den Tisch, das Buch nicht wieder ankucken, weil es sagt, ein König soll nichts lieben.

Die

Die Frau Pastorin erwachte durch den Schlag, denn sie war trotz der richtigen Anmerkungen ihres Gatten eingeschlafen, und damit es unsern Lesern nicht auch so gehe, wollen wir schnell schließen.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Pastor entschließt sich zu nichts, denn er hatte den vorigen Abend vergessen, und Uraniens Leben geht fort.

Bis zu Mittag hatte der Pastor ohne daran zu denken, was er den Abend gesagt, schon wieder einen guten Partikel des Manuscripts verteutscht, und fieng nach dem Essen zu lesen an:

Uranie hatte, so lange ihr Mann bloß Titular-König war, ihren Neigungen nicht ganz so nachhängen können, wie sie es jetzt in Willens hatte, hatte eben so wenig den zweyten Vorsatz ihres Daseyns in Sardanapalien, nehmlich ihrem Bru-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

der zu dienen, in Ausführung bringen können. Wegen des letztern öffneten sich ihr jetzt alle Quellen, und wegen des erstern konnte sie sich mehrerer Freyheit bedienen, weil ihr Gatte keinesweges einer von denen Tyrannen war, die das Einsperren ihrer Weiber für ein sichres Bollwerk ihrer Tugend halten, welches aber gewöhnlich nur zu bald ein Loch zu bekommen pflegt, wodurch dieses Diadem davoneilet.

Sie hatte einen Fall, den sie gesehen, zur Lehre angenommen, der ihr in der That Schande machte. Die Buhlerin des passiven Königs hatte so viel über diesen erhalten, wie sollte die Gemahlin eines nachgebenden, weichgesinnten, verliebten Königs das nicht können — So dachte Uranie, setzte sich in eine weggeworfne Parallele, und achtete nicht der Empörung ihres Herzens dagegen, weil die Leidenschaften diesen guten Regungen widersprachen.

Und Leidenschaften überwinden, wer sollte Uranien das gelehrt haben? In Sybaritien schmeichelte man ihr als Prinzessin. Lehrer und Religionisten glaubten ihr Glück in ihren Händen. Es

waren ja nicht mehr die Zeiten, wo bloß ächte Treue und Redlichkeit galt. Es waren die Zeiten wo Verstellung schon alles regierte, und in Heucheley alles lebte. In Sardanapalien schmeichelte man ihr. Man merkte bald, daß sie listig genug war, ihren königlichen Gemahl zu beherrschen, daß sie es über ihn, der zu gütig und nicht weitsehend genug war, davon tragen würde. Man suchte sich also bey ihr einzunisten, um von dem Ganzen Nutzen zu ziehen.

Neue Regierungen erzeugen neue Freuden. Das Volk in Sardanapalien war stille weil es hoffte, alles sollte besser werden. Die gute Schilderung die man ihm von seinem Könige machte, unterdrückte die Gerüchte, die wegen der Königin sich ausstreueten. Auch fand diese eine Menge Vertheidiger, das heißt solche, die durch sie etwas zu werden hofften, und diese nahmen wenigstens die Mühe über sich, ihr Lob auszuposaunen, welches schon von vielen nicht mehr geglaubt, von vielen aber doch so angesehen wurde, wie manche fest behaupten wollten, daß es war.

Das heißt, Uraniens Leichtsinne wurde das alles auf die Rechnung geschoben. Sie sollte jetzt eine von denen seyn, die da leiden müssen, weil sie den Schein nicht zu vermeiden wissen. Aber wir sind nicht vermögend, unsre Einwendungen hierüber zurückzuhalten.

Wenn der bloße Schein wider eine Person von Uraniens Stande ist, so sind so viele in ihrer Nähe um sie her, die die Wahrheit vom Schein zu trennen im Stande sind, daß ein allgemeiner Haß dadurch nicht entstehen kann. Ins Gerede kann leicht eine Privatperson kommen, eine regierende aber wahrhaftig nicht so leicht. Es gehören zu viel glaubwürdige Stimmen dazu, ehe man es wagt, von ihr etwas zu behaupten, was man von weniger bedeutenden Personen vielleicht aus Privatneid oder Ursachen bestätigt. Es gehört eine große Dreistigkeit, die mit einem eben so großen Risiko verbunden ist, dazu, um zu behaupten, und nachzusagen, diese Fehler habe eine Königin. Frey Uranien also zu sprechen wäre ein äußerst gewagter Schritt, ein Schritt, den nur der bezahlte — dafür bezahlte Historiker thun kann, dessen Glaubwürdigkeit man

es zutraut, solche Dinge auszuführen, und der doch am Ende nichts dafür einerndten kann, als daß er seinen Kredit verliert.

Uranie handelte wirklich bey der Thronbesteigung ihres Gemahls ein wenig zu unbesonnen. Da war es, wo sie sich in Zügellosigkeiten einließ, die sie vorher nicht gewagt hatte; da war es wo sie Ausschweifungen begieng, die wahrscheinlich ihren Gemahl um das brachten, was das Vorurtheil durchaus ihm allein zurechnet.

Ich sage wahrscheinlich. Wer wagte es den Blick dahin zu richten? Oder gieng eine Königin von Sardanapalien nicht etwa mit der gehörigen Vorsicht zu Werke, damit Spürhunde sie nicht aufforschen. Aber ihre Lieblinge verriethen sie — Diesen Lieblingen ist nicht zu trauen, und also bleibt trotz allem es nur wahrscheinlich. Aber auch in Uraniens Geschichte mußten die Wahrscheinlichkeiten kommen, wo die Wahrheit vermißt wird. Genug, daß ich da, wo keine Wahrheit ist, frey und offen das sage.

Daß aber Wahrscheinlichkeit da sey, daß der Zeitpunkt für des Königs Rechte beleidigend gewe-

sen, zeigt sich. Einmal giebt das Temperament Uraniens einen Grund. Dann ists die Gelegenheit die sie dazu wählte. Sie stellte ihre eignen Festins an. Sie richtete es so ein, daß der König von Geschäfften ermüdet, keinen Antheil daran nehmen konnte. Sie schickte an einem sehr merkwürdigen Abend alle Personen weg, die wider sie hätten zeugen können. Man sprach von dem was dort geschehen wäre in leichtfertigen Ausdrücken.

Aber leichtfertige Ausdrücke sind ja an diesem Hofe nicht selten. Die Sardanapalischen Höflinge sprechen wirklich sehr frey von Dingen, wovon man in andern sardanapalischen Ständen nicht so frey zu sprechen pflegt. Also der Beweis geht dadurch verloren.

Eine sehr berüchtigte Charteke legt Uranien selbst das in den Mund, was da geschehen. Aber Sardanapaler! seyd ihr denn toll? Wollt ihr glauben, daß Uranie einem wahnwitzigen Narren ihre Geheimnisse entdeckt, und ihn zum Vertrauten solcher Auftritte gemacht?

Man ermangelte zwar nicht dem Könige Schilderungen des Fests zu machen; was Wahrheit ist, bleibe

bleibe Wahrheit. Er erzürnte sich, wie billig, über Dinge die, er trauete seiner Gattin, falsch ausgelegt werden konnten, und die Folge davon war, daß er Uranien diese Zusammenkünfte, besonders den gewählten Ort, verbot. Davon sind viele Zeugen vorhanden.

Dieses Verbot schmerzte Uranien, allein verhindern konnte sie es nicht, sich darnach zu richten. Daß Urania von ihrem Gatten nicht selten Verweise bekommen hat, die sie wieder in die Schranken zurückführten, aus denen sie gewichen war, das ist allgemein kund. Daß sie sich diesen Vorwürfen gewöhnlich unterwarf, selten widersprach, denn aber ihre Zeit wieder wahrzunehmen wußte, wo sie ihrem Gatten schmeicheln, und ihn ganz auf ihre Seite lenken konnte; das ergeben die Schlüsse aus den Folgen. Aus Folgen, die so offenbar an den Tag liegen, läßt sich aber ziemlich richtig schließen.

Die Anekdote, daß der König Uranien einstens die Thür des Pallastes versagt, ließe sich wohl nicht gut denken, denn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht kann man unter gewissen Umständen in diesen Pallast kommen, und um Könige

her pfleget nichts verschlossen zu seyn, weil sie genugsam bewacht werden, allein etwas an derselben ist wahr. Verschiedene Personen, die zu Theilnehmern des Geheimnisses gemacht worden waren, ob ihnen gleich Verschwiegenheit anbefohlen war, hatten diese doch nicht beobachtet, und so kamen denn mancherley Gerüchte ins Publikum, von denen die Schmäher die schlimmsten aufnahmen, und auf Kosten der hier nicht so schuldigen Königin verbreiteten.

Das Wahre der Sache ist folgendes. Uranie begab sich oft mit einem Verwandten ihres Gemahls, der rascher, als er, und folglich ihrer Unterhaltung angemeßner war, zu verschiedenen kleinen Schauspielen, die man um ihrentwillen, da sie Gefallen daran fand, nach der Zeit aufführte, da die Hof-Etiquette ihr erlaubte, den Hof zu verlassen. Sie verweilte sich bey diesen ziemlich lange, und das fiel auf. Personen, die nicht zum hin und wieder tragen gemacht waren, hätten jede Glosse hierüber unterwegens gelassen, aber das ist ja die Sache der Hofleute nicht. Man flüsterte, man suchte Sticheleyen anzubringen, die zu den

Oh-

Ohren des Königs kommen mußten, die genauere Erkundigungen von seiner Seite zuwege brachten, und nachdem er wohl einsahe, daß man den Namen und Ruf seiner königlichen Gattin mißbrauchte, so beschloß er, dieses durch ein selbst ersonnenes neues Mittel, durch einen Scherz abzustellen.

Keinesweges aber war das so gemeinet, daß der König Uranien beleidigen, oder ihr einen Schimpf dadurch zuziehen wolle. Er nahm mit einigen wenigen Personen Abrede, und sie wurde, da ihr hoher Verwandter sie ins Schloßthor fahren wollte, würklich abgewiesen. Allein, man hatte Ordre gelassen, eine andere Thür offen zu erhalten. Den Weg wußte Uranie sehr gut, und nahm ihn. Sie gelangte so ohne Aufsehen in ihre Zimmer, zu ihrer Garderobe, wo man sie erwartete und bediente.

Ein König von Sardanapalien würde nicht so ungalant seyn, seiner Gattin ganzem Frauenzimmer einen Spas mitzutheilen, den er mit ihr sich machen wollte, sie zu Bette zu schicken, und die Königin dem Zufall zu überlassen. Wo war dein

Kopf, dein Witz, dein Geist, unsinniger Sardanapaler, da du jenes niederschriebst?

Achtzehntes Kapitel.

Ein Haupt-Punkt in Uraniens Leben, nehmlich daß sie dem Sardanapalischen Throne Erben schenkt.

Da wir auf chronologische Ordnung nicht in Uraniens Leben uns einschränken, so gehen wir überhaupt nur zu der Krise über, die die Schwangerschaften derselben hervorbrachten, und auf das, was man ihr dieserwegen zur Last legte.

Es ist wahr, daß es ein wenig lange dauerte, ehe es den Anschein hatte, als ob dieses Ehepaar Erben zu geben fähig seyn würde, und man war in Sardanapalien sehr geneigt, die Ursache davon auf Uranien zu schieben, besonders seitdem sich die Gerüchte ausstreueten, daß sie ihrem eigenen Geschlech-

schlechte sehr zugethan wäre, und Aerzte und Naturforscher behaupteten, daß dieß ein so schädlicher Umgang sey, daß er die Weiber der Fruchtbarkeit beraube.

Uranie konnte keinen sehnlichern Wunsch hegen, als daß sie diesen Vorwurf von sich ableiten möchte, und es gelang ihr. Daß es ihr gelang, war verschiedenen Personen eine ungelegene Erscheinung, und daraus folgten denn Schlüsse, die man eigentlich in den untersten Schulklassen kaum dummer hätte machen können.

Wenn der König fähig war, sagte man, den Sardanapalischen Thron fortzupflanzen, so hätte das frühzeitiger geschehen können, und müssen, als es würklich geschah.

Geschehen können — o ja! wer wird hier ein Negativ wagen? Geschehen müssen — als ob nicht dieses Geschäfft so sehr vom Zufall abhienge, daß es keinem Menschen möglich, zu wissen oder zu bestimmen, was er hier thun oder lassen will. Eine so unwillkührliche Handlung läßt sich denn doch wohl schlechterdings nur auf den Zufall schieben.

Auf-

Ausserdem beweiset eine zehnjährige kinderlose Ehe nichts für die Unfruchtbarkeit der Eheleute. Der Beyspiele sind vielmehr unzählige, die das Gegentheil beweisen. Ohne also in medizinische Untersuchung uns über die Möglichkeit, die nicht weiter zu bezweifeln ist, einzulassen, wollen wir nur von dem reden, was für und wider die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit dieser Schwangerschaften, für und wider die Vaterschaften derselben gesprochen wurde, wollen denn Schlüsse auf Möglichkeiten, Unmöglichkeiten mit einem Seitenblick aufs nothwendige betrachten, und alles dieß so philosophisch, als wirs im Stande sind, behandeln, ohne daß irgend eine Parteilichkeit oder Beleidigung ins Spiel kommen soll, welches auch da nicht statt findet, wo nichts ausgemacht werden kann.

Ein großer berühmter Schriftsteller im Sirius, dessen Namen ich nicht zu nennen brauche, weil ihn jedermann kennt, (es ist doch recht schade, daß der Mann uns nicht bekannt ist) sagt: Es sey jede Schwangerschaft einer Königin, oder überhaupt einer regierenden Landes-Frau rechtmäßig, sie möge

auch

auch ihren Ursprung nehmen, woher sie wolle. Er beweiset dieß folgendermaßen:

Da wir einmahl so weit gediehen sind, daß wir allgemeine uneingeschränkte Macht einem Menschen über uns gegeben, den wir anfangs dazu wählten, und uns verbindlich machten, seine Erben nachher ebenfalls für unsre Oberherrn zu erkennen, so ist es uns gut, zuträglich, nützlich, ja nothwendig, daß um allgemeine Ordnung und Einigkeit in einem Reiche nicht zu stören, die Fortpflanzung des königlichen oder herrschenden Hauses geschehe.

Nun aber ist nicht allemal der Fall gerade der, daß ein kluger, edler, wohl und gut regierender Herr, einen klugen, edlen, wohlregierenden Sohn habe, sondern zuweilen ist er dumm, stupid, und zur Regierung ganz untauglich. Auch sagen unsere Gesetze im Sirius nicht, die Söhne des Regenten, denn da könnte es wahrhaftig manchen blutigen Streit geben, sondern die Erben des Regenten sollen nach ihm auf den Thron sitzen, und anerkannt werden als Regenten.

Wenn wir noch eine kleine Ausschweifung in das Gebieth der Natur und des Schicksals machen dürfen, so finden wir, daß der Natur gemäß, jedes auf die Welt gekommene Kind zwar von dem andern dennoch verschieden sey, daß es nach der Beschaffenheit des Vaters, der Mutter, der Behandlung im Mutterleibe, je eine andere Form, Beschaffenheit, Keime der Denkungsart, karakteristisches mit sich bringe, daß aber alles dieses doch durch diese oder jene Art von Erziehung anders ausgebildet, ausgearbeitet und entfaltet werde.

Wenn nun aber eine Königin oder eine andere herrschende Person ein Kind zur Welt bringt, so ist dessen Erziehung allemal so beschaffen, daß es eine königliche Ausbildung, Bearbeitung, Entfaltung bekömmt. Wir wollen damit nicht sagen, daß alle diese Eigenschaften auf ihn so bewirkt werden, daß sie einen guten König formiren, allein man erfordert ja auch nur zu einem Thron-Erben, daß er nach königlicher Art erzogen sey, sonst hätte ein gemeiner Knabe oft eher das Recht, das Königreich zu erben.

Wenn wir dann nehmen, daß das Schicksal den König, den Bettler, den Reichen und den Armen bestimmt, so ists ja der Königin Schuld nicht, wenn dieses allgemeine Machtwort eines andern, als ihres Gatten würklichen Sohn, zur Krone nach ihm bestimmte.

Es ist also vorausgesetzt ausgemacht, daß eigentlich weder die Großen, noch das Volk, noch irgend ein Mensch das Recht hat, darüber zu scoptisiren, was für Erben auf ihren Thron sitzen.

Es giebt allemahl nur einen Menschen in der Welt, der darüber zu gebieten hat, das soll mein Erbe seyn, oder nicht seyn, und das ist der Besitzer des Erbes. Wenn also der König, dem der Thron gehört, sagt: Das sind meine Erben, und sie sollen nach mir meinen Thron haben, so geht das keiner menschlichen Seele im Königreiche etwas an, ob das seine Kinder sind, oder nicht.

Wer da will auftreten, und sagen, sie sinds nicht, der lügt, denn er vermag eben so wenig mit Gewißheit zu behaupten, daß die Kinder nicht des Königs sind, als der König auf mathematischer Gewißheit zu behaupten vermag, es sind seine

Kinder, wenn der letzte nicht entweder seine Frau binnen Monaten schlechterdings bey Tage nicht aus den Augen gelassen, und bey Nacht sich mit ihr einmauren lassen, oder der erste die nehmliche Ueberzeugung Monate hindurch gehabt, daß sie dem Könige auf drey Schritte nicht zu nahe gekommen.

In dieser gänzlich mathematischen Ungewißheit also thut jede Nation höchst unrecht, wenn sie sich unterfängt, die Kinder ihres Königs für untergeschoben zu erklären, und diejenigen von den Sardanapalern, die dergleichen dachten und ausbreiteten, waren der Stupidität näher, als ein neugebohrnes Kind.

Wir kommen aber, ohne den Fall hier als wahrscheinlich anzunehmen, wieder auf die ganz unerhebliche Untersuchung, von wem die Erben eines Throns eigentlich ihren Ursprung haben. Die Sardanapaler waren in dem gerechten Anfall ihrer Wuth über das Unrecht, welches man ihnen als Menschen anthat, wovon unten ein mehreres wird gesprochen werden, auf einen sehr unrechtmäßigen Einfall gerathen, ihre Thronerben für unächt zu

erklären,

erklären, und machten sich dadurch entsetzlich lächerlich.

Uranie selbst soll in ihrem Kabinette ganz entsetzlich darüber gelacht haben, als man ihr diese Nachricht gebracht. Sie soll geäußert haben, daß sie finde, die Nation sey ihr, wenn sie auch wirklich dergleichen von ihr glaubten, noch Dank schuldig, daß sie ihnen die Gelegenheit gegeben, das zu glauben: denn wenn sie gar keine Kinder hätte, so würde ja wahrhaftig jetzt in der drückenden Lage das Unglück noch weit größer seyn. Sie soll bey dieser nehmlichen Gelegenheit geäußert haben, was denn die Sardanapaler mit einem von den schwachen und verderbten Verwandten des Königs auf dem Throne machen wollten, und sie hoffe ihnen in ihrem Sohne noch einen Regenten zu erziehen, den sie nicht so gut in Sardanapalien gehabt hätten.

Glück zu, theure Uranie. Zwar sagt man viel böses von dir; zwar hast du Leichtsinn und Schwachheiten auf einem ziemlich hohen Grade übertrieben, ziemlich dargethan übertrieben; allein deßwegen trauen wir dir doch immer Besserung zu,

deßwegen bist du noch nicht verdorben, kannst immer das Wort halten, was du hier sprachest.

Die Gründe, weswegen man Uranien im Verdacht hatte, ihre Kinder nicht aus dem rechtmäßigen Ehebette erhalten zu haben, waren hauptsächlich die, daß sie, außer einigen vorher gehabt habensollenden Liebhabern, deren Namen zu nennen wir uns scheuen, weil die Sache nicht klar genug am Tage liegt, mit jenem rascheren Verwandten ihres Gemahls in einem sehr genauen Umgange gestanden.

Von jener Liebhaber einem wird erzählt, daß sie gewußt habe, ihn in die Gnade des Königs zu bringen. Zugegeben, daß sie das gethan, konnte sie nicht edle gute Absichten haben? Gab es denn einen so ganz bösen Anschein, daß eine Königin einen jungen ihr gefallenden Menschen gern glücklich machen wollte, und mußte sie deßwegen strafbar mit ihm werden?

Wahr und erwiesen, daß Urania sehr freundschaftlich mit ihm umgieng, daß sie ihn eines besondern Vertrauens würdigte, daß sie vielleicht vergaß, sie war Königin, um als Freundin mit ihm zu

sprechen.

sprechen. Das aber that sie doch wohl sehr öffentlich, und was man öffentlich thut, pflegt man sehr unschuldig zu thun. Strafbarkeit, wenn auch wirklich Leichtsinn dabey ins Spiel kömmt, nimmt allemal eine schüchterne Wendung.

So wars auch mit dem Zufall, der, wie man sagt, diesen Liebhaber von ihr wegbrachte. Bey einer Jagdpartie am heißesten Tage des Sommers fand sich Uranie sehr erhitzt. Ihre Wangen glühten. Ihr Gatte und ihr vermeinter Liebhaber standen neben ihr. Sie nahm die Hand des erstern, um ihn fühlen zu lassen, wie heftig ihre Wangen brannten. Er berührte sie, und fand das wahr. Dennoch beglaubigte Uranie das noch durch die Hand ihres Liebhabers.

Das ists was ihr Gatte so übel empfunden haben soll, daß er dem Liebhaber, der sein Liebling war, den Laufpaß gegeben. Allein, war erstlich es ausgemacht, daß der König das so übel empfunden? Er gab ja bey dem Vorgange der Sache selbst kein Zeichen davon. Uraniens Gemahl ist in der That ein trefflicher Mann. Er bringt auf keine Art und Weise seine Frau in den Fall kompromittirt zu

werden, und wenn sie es auch wirklich verdient hätte. Sie exponiren, kann der Fall gar nicht seyn. Und doch sind seine Höflinge um ihn her so indiskret, daß sie das nicht verstehen; so indiskret, daß sie von Dingen sprechen, wovon er schweigt, und also auch geschwiegen haben will.

Es ist wahr, daß für eine Königin es immer ein wenig weit gegangen ist, einem andern die Freyheiten zu vergönnen, die ihm eigentlich nur allein vergönnt seyn sollten, sie mögen so unschuldig seyn wie sie wollen. Uranie hatte immer gewissermaßen den König exponirt, wenn er sich aber so vernünftig dabey nimmt, warum nehmen sich die Zuschauer nicht auch vernünftig, warum? Weil die Sucht des Witzes, des Spottes und der Verläumdung in Sardanapalien so weit gekommen war, daß man der Majestät nicht mehr schonte, sondern sie unter seine Lästerzunge brachte, und anstatt Fehler zu rügen, beißende Spötteleyen erdachte. Hätte man es dabey bewenden lassen, zu sagen, Uranie hat sehr übel gethan, dem Könige öffentlich einen jungen Liebling in ihrem Vertrauen an die Seite zu setzen; so hätte das wirklich die Königin vielleicht bessern kön-

können, und niemand würde gesagt haben, die Menschen wollen verläumden. So aber war die ganze Partheylichkeit gegen die Königin deutlich genug zu sehen, und Urania mußte wohl darauf verfallen, die zu hassen, die sie beleidigten. Auch sie kam natürlich auf die Idee einer angebohrnen Bösartigkeit der Sardanapaler, die sie aus dieser übereilten Behandlung schloß, und anstatt sich zu bessern, bekümmerte sie sich nicht mehr um die Urtheile ihres Publikums.

Besonders hatte sie Ursach so zu handeln, wenn sie unschuldig war, welches wir in diesem Falle glauben und zugeben. Denn verschiedener geheimer Ausschweifungen, die man ihr Schuld gab, hätte man sie weit eher fähig halten können, als dieses öffentlichen Verständnisses. Hätte sie eins mit dem Lieblinge des Königs gehabt, sie würde sich wohl gehütet haben, diese Beweise des Zutrauens zu geben, bey denen man wohl einmal seine Würde verleugnet, wenn man recht innig freundschaftlich, nicht aber, wenn man innig und sträflich verliebt ist.

Milo, so nannte sich der junge Held, mußte den Hof kurz nach dieser Begebenheit verlassen. Wir sind äußerst geneigt zu glauben, daß diese Unvorsichtigkeit Uraniens die Ursache davon war, obgleich es nichts weniger als bewiesen ist.

Wenn sie aber auch die Ursache davon war, so war sie es doch nur als ein offenbarer Beweis von des Königs Gegenwart des Geistes und Blick in die Zukunft. Wenn er sich selbst den Umgang dessen versagte, den er einmal lieb gewonnen, wenn er fürchtete, nicht daß Uranie ihm Gelegenheit zur Eifersucht geben, sondern daß sie vielleicht nur in ihrer unvorsichtigen Aufführung weiter gehen könnte, wenn er mit dem Opfer, was er selbst brachte, den Hofleuten, die er schon als stechende Hummeln kannte, jeden Weg verrammeln wollte, ferner an Uraniens Rufe zu nagen, so handelte er doch wohl edel und gut.

Weit minder als hier, läßt sich Uraniens sehr inniger Umgang mit jenem Verwandten des Königs entschuldigen. Sein Charakter war ziemlich bekannt. Er gieng nirgends ein, wo er nicht genießen konnte. Er war kein Freund von antiphisikalischen

Verbindungen; er war kein Freund von Geistigkeit, er liebte alles körperliche, und hatte auch noch den festen Vorsatz nie sich in eine Schlinge einzulassen, aus welcher er sich nicht mit leichter Mühe wieder herauszuwickeln im Stande war. Er wollte vom Weibe, möchte sie seyn so erhaben sie wollte, nie gefesselt seyn.

Schon zu Anfange der Ankunft Uraniens in Sardanapalien, wo diese Dame alle die erst bey ihr keimenden Kunstgriffe Sardanapalischer Koketterie recht kennen lernte, und zu sich ausbreitender Höhe wachsen lassen konnte, hatte sie, die als erste in Sardanapalien dort zum ersten Wunsche gezogen werden mußte, alles zu fesseln, was um sie her war, diesen Verwandten, einen lebhaften, raschen, feurigen Jüngling nicht übersehen. Sie hatte, vielleicht in der unschuldigsten Absicht von der Welt, gesucht, an der Spitze der Eroberungen, die sie nur den Namen nach wollte, ihn zu haben, ihn, der als der liebenswürdigste bewundert ward, ihn, dem sich die Damen in der sardanapalischen Residenz zu Füßen warfen, ihn, den man beynahe anbetete — doch mit Unterschied.

Allein das war eine Schlinge, in die er bey seiner Klugheit schlechterdings sich zu wagen nicht unternehmen durfte, wenn er nicht gefangen bleiben wollte. Auch kannte er Uraniens reellen Charakter zu wenig, zu wenig ihre Grundsätze, fürchtete zu sehr ihre Macht, zu sehr ihre Klugheit, zu sehr die sich entwickelnde Oberherrschaft über ihren Gemahl, der sein Befehlshaber war, oder wenigstens ward.

Er zog sich also zurück, und Uranie zu stolz, ihm weiter nachzugehen, als ihre Würde es erlaubte, überließ ihn den Schwelgereyen, die er gewöhnlich zum Gegenstand seiner Unterhaltungen machte.

Wären diese Bemühungen nicht wissentlich vorhergegangen, hätte nicht eine Art von Verachtung statt gefunden, die wenigstens von Uraniens Seite etwas merklich sich zeigte, hätte nicht in Gesellschaften der Vertraulichkeit, die bey Uraniens Jugend und Leichtsinn frey genug waren, sich manche Spottrede über eben dieses Subjekt und seine Aufführung, etwas beißendes wegen seines Zurückziehens mit eingefunden, so würde die ganze Epoche,

die nachher wirklich erfolgte, gar kein Aufsehen gemacht haben, und Uraniens Umgang mit Vindicinus wäre eben so unbeschuldet vorüber gegangen, wenigstens von Leuten unserer Denkungsart eben so unbeschuldet, wie der des Milo.

Allein nun zwingen uns unsre Gedanken ein wenig weiter zu gehen. Vindicinus mochte erst aus Uraniens Leichtsinn Hoffnung zu einer Verbindung mit ihr geschöpft haben, die ihn in keinem Zwange erhielte, sondern bey welcher er seinen freyen Willen beyzubehalten Macht hätte — Er mochte erst durch andere Wege und Verbindungen, nehmlich durch Bedürfnisse, näher mit ihr bekannt geworden seyn. Er hatte sich an sie, oder sie an ihn bey erschöpfter Kasse gewandt oder wenden lassen. Beyde waren oft in diesen Nöthen, warum, wird die Folge noch lehren. Daß sie gemeine Sache darin machten, das ist gewiß. Ihre Finanzgeschäffte giengen vereint. Vindicinus war kein Kostverächter, Uranie hatte Temperament, hatte gewiß nicht die volle Idee von reiner Tugend, wie wir schon im vorhergehenden gesehen, Regungen von beyden Seiten waren glaublich, waren wahrscheinlich.

Sollten sie von beyden Seiten heroisch unterdrückt worden seyn? Möglich wieder, aber wieder nicht wahrscheinlich; weil zu der Zeit, der König wirklich etwas unzufrieden mit Uranien, und besonders ihren Verschwendungen war, wozu er kein Geld mehr zu schaffen vermochte, ohne seinem Lande unwiderbringlich zu schaden; weil sie noch leichtsinnig genug war, einige Ausdrücke gegen Vindicinus sich entfahren zu lassen, die mehr als Freundschaft verriethen, und weil er gewiß jeden kleinen Kunstgriff angewandt, um zum Besitz einer schönen liebenswürdigen Dame zu kommen, die seines Standes war, ein Glück, das er zu schätzen wußte, wenn schon er nicht unter dem Joche desselben stehen wollte.

Da nun diese Bekanntschaft gerade in den Zeitpunkt der Schwangerschaften fiel, da ihre Freundschaft und Vertraulichkeit eng und daurend war, da man dummköpfig genug war, dem Könige nichts zutrauen zu wollen, so kamen die Voraussetzungen, Gerüchte und Reden daher, und man that Herrn Vindicinus die Ehre an die Vaterschaft der Erben des Sardanapalischen Throns auf ihn zu

wälzen, eine Ehre, die sich derselbe wirklich eigentlich hätte verbitten müssen, weil er sich die Ansprüche auf den Sardanapalischen Thron dadurch verarbeitet hätte.

Ob dieß wohl ein Grund gewesen seyn mag die Begierden zu überwinden, wenn er ihrer hatte?

Neunzehntes Kapitel.

Der Prinz Honorus tritt wieder auf.

Unser Manuscript, sagte der Pastor zu seiner Gattin, verläßt bey dieser Frage einen noch unbeendeten Pfad, und wendet sich auf einen Seitenweg. Ich will daher diesem Seitenwege nachgehen, und das was hierüber noch zu sagen wäre, aufsparen, bis es sich wieder in den großen Landweg verfügt. Denn manches hätte ich wohl zu erinnern.

Auch ich, sagte die Frau Pastorin, mit deiner Erlaubniß —

Recht gern, zu seiner Zeit, und damit las der Paster weiter.

Wir haben den Prinzen Honorus eine ganze Weile aus den Augen gelassen, und es ist Zeit, daß wir ihn einmahl wieder hervorholen, indem er keine geringe Rolle in dem Laufe der künftigen Dinge spielt, wenn schon seine Rolle keine der glänzenden ist.

Urania haßte diesen Herrn Honorus, dem sie ehedem von Herzen, obwohl nur auf eine kurze Zeit zugethan gewesen, jezt mit aller Macht. Allein ihr Bruder Sevinaldus dachte keinesweges so wie sie. Er hatte sich große Begriffe von ihm gemacht, und der Prinz Honorus verstand es wohl, denen um die er nicht lange seyn durfte, große Begriffe von sich weis zu machen. Auch war Prinz Honorus ein Mann, der gewiß seine Verdienste hatte. Sein sanftmüthiger, leutseliger, dienstfertiger Charakter, zeichnete ihn vor allen aus, und, wenn er nur etwas weniger Schwäche, und etwas mehr Politik gehabt hätte, wie Sevinaldus ihm zutrauete, so hätte er dessen Wünschen entsprochen.

Uranie war von der wahren Lage überzeugt, allein sie getrauete sich doch nicht, ihren Bruder davon zu überzeugen, denn sie furchte, er mögte alsdenn alles Zutrauen von ihr ab, und blos auf diesen wenden, und sie mögte das Nonens in den Geschäfften seyn, die durch ihre Hand zu gehen, sie doch, theils um ihrem Bruder zu dienen, theils um Einfluß bey ihm zu behalten, unmöglich fahren lassen konnte. Verschiedene Anspielungen, die sie deswegen schon würklich gemacht, waren nicht hinreichend gewesen, ihrem Bruder die Augen zu öffnen. Sie mußte ihn also so lange in seiner Blindheit lassen, und in dieser Blindheit mit fortwirken, bis die Gelegenheit sich etwa zeigte, auf einmahl ihm das Licht zu verschaffen.

Sevinaldus hatte keinesweges so gefährliche Absichten, als die bey der nachherigen Revolution in Sardanapalien auftretende Schriftsteller, so wie einige politische Köpfe anderer Länder ihm Schuld gaben. Sevinaldus war zuweilen despotisch hart, aber er war, wenn er dieses war, in dem Wahn, die, gegen welche er es wäre, verdienten es. Uebrigens war er ein allgemeiner Menschenfreund,

und seine Ideen vom glücklich machen, waren so fest, daß sie ihn ordentlich stolz machen konnten.

Wie hätte Sevinaldus also auf die Ideen kommen können, ganz Sardanapalien zu zerrütten, und unglücklich zu machen? Wie hätte er die dortige Revolution im Sinne haben, wie hätte er sie befördern können, wenn er sie auch voraus sahe? Das lag garnicht in seinem Charakter.

Wahr, daß er durch Härte selbst eine Revolution in einem seiner Länder zuwegebrachte; wahr, daß er, da die Gesetze, die er selbst zu halten versprochen, theils wiederrief, theils nicht hielt. Allein, hätte er die folgende Revolution vorhersehen können, so ist ausgemacht, er hätte das nie gethan. Er glaubte würklich, und wer glaubt nicht oft etwas falsches — er glaubte würklich, diese Unterthanen sollten durch seine Einrichtungen glücklicher werden, und ihn dann mehr lieben.

Daß die Sache anders war, als er gedacht hatte, daß es unter der Menge politischer Köpfe, die in seinen Ländern waren, welche gab, die tiefer schauten als er, die die Augen den Leuten öffneten, das, was er zu ihrem Nutzen thun wollte, würk-

lich nicht zu ihrem Nutzen, sondern zu ihrem Schaden geschähe, das gereichte freylich zu seinem großen Schaden. Sevinaldus hatte würklich Schritte gethan, die man dort hätte annehmen sollen, und die wiederum zu deren großen Schaden deswegen ausschlugen, weil sie sie verachteten. Denn ein solches Reich bleibt selten unter sich einig, es müßte denn in der Beschaffenheit des Landes selbst liegen, daß es so kommen müßte, wie wir auch das Beyspiel auf dem Sirius erlebt haben.

Sevinaldus dachte so wenig auf diese Revolution, als auf die in Sardanapalien, die doch nicht so sehr zu seinem Nachtheil gereichte, sondern ihm vielmehr dadurch vortheilhaft war, daß Sardanapalien seinem Feinde, mit dem es nach den Regeln der Politik sich verbinden müssen, nicht hülfreiche Hand leisten konnte.

Diesen Feind von seinen Gränzen ganz zu verjagen, und eine solche Weite ihm zu geben, daß er seine Kron-Länder wenigstens nicht so leicht berühren konnte, war Sevinaldus Plan, und er hatte sich deswegen mit einer ansehnlichen Macht verbunden, die auch an dieses Feindes Länder grenzte.

Er glaubte dadurch seinen Unterthanen eine Wohlthat zu thun, die ihn für ewige Zeiten ihrem Andenken unvergeßlich machen würde. Sevinaldus hatte aber aus der Acht gelassen, was diese Wohlthat ihm vorher kosten könnte, und daß diese Wunden seinen Kindern, deren Vater er seyn sollte, nun so harte Züchtigung seyn würden, daß sie darüber der Wohlthat vergäßen, oder wenigstens sie nicht benutzen könnten.

Zu diesem Plane sollte Sevinaldus Schwester freylich beytragen. Das waren die Zeiten vor der Revolution, wo Sardanapalien mit seiner Hülfe ihm gefährlich werden konnte. Der Prinz Honorus war schwach genug gewesen, ihm zu versprechen, wenn er Minister in Sardanapalien werden könnte, so sollten seine Feinde, die Ehrlichianer auch nicht eines Sonnenstäubchens Werth Beystand aus diesem mächtigen Königreiche zuwege bringen.

Der Prinz Honorus war als Diener der Religion ein ganz scharmanter Herr, und sein ganzer Charakter schickt sich dazu. Aber er schickte sich aus eben dem Grunde zu nichts weniger, als zum Minister. Der Diener der Religion wäre ihm nicht

im Wege, und das der Fall nicht das erstemal gewesen, ja er existirte sogar in Sardanapalien eben zu der Zeit noch.

Auch wäre daran nichts versehen gewesen, daß er eben nicht viel Geschick zum Minister hatte, was die Güte eines Ministers in Geschäfften anlangte. Denn in Sardanapalien war es gewöhnlich immer der Fall gewesen, daß die Minister sich besser aufs Ministerspielen, als aufs Ministerseyn verstanden hatten, darum waren die Sachen auch immer den Krebsgang gegangen, und droheten bereits einen förmlichen Einsturz, wie die guten Seher wohl einsahen, die schlechten, aber nicht Wort haben wollten.

Der Prinz Honorus wußte sehr gut, daß die Königin Uranie ihm nicht sehr hold sey, aber er hatte immer noch die Idee, sie wieder zu versöhnen, und er hatte die Idee nicht mit Unrecht. Er schloß, daß er ihr doch nichts reelles zuwider gethan, daß das ihr nicht so wichtig seyn würde, daß er einmahl Lerm gemacht, daß sie ihre Liebe einem andern geschenkt.

Und in der That, wenn Uranie weiter nichts wider ihn gehabt hätte, so hätte sich immer behaupten lassen, daß für sie kein besserer Minister würde existirt haben, denn ihr ergeben, wäre er gewiß mehr als einer gewesen. Vielleicht so ergeben, daß nach einem Jahre ganz Sardanapalien noch mehr geseufzt hätte, und er von seinem Posten wieder abgehen müssen, aber in dem Jahre hätte sie nach ihrem Erfahrungs-Geiste, ihn so benutzen können, daß sie ziemlich sicher gewesen wäre.

Allein der Prinz Honorus wußte freylich nicht, daß Sevinaldus, unter Triptemisiens Nachlaß Papiere von seiner Hand gefunden, in welchen der Königin Uranie in nicht gar zu ehrerbietigen Ausdrücken gedacht, und ihre Schwachheiten sehr nachtheilig ausgelegt, und ziemlich als Laster ausgegeben wurden. Und diese Papiere hatte Sevinaldus seiner Schwester zugeschickt, gar nicht in der Absicht, daß sie deswegen des Prinzen Honorus größere Feindin werden sollte, sondern damit sie ihn desto mehr unter ihrer Zucht haben, und mehr damit ausrichten könne.

Uranie aber hatte hier einmahl nicht die Meynung und Denkungsart des Sevinaldus, der es für sehr unpolitisch hielt, sich darum zu bekümmern, was die Leute von einem sagten, und seiner Schwester auch ziemlich lächerliche Laune bey Lesung dieser Sache zutrauete.

Sie nahm das aber von der allerschlimmsten Seite, daß er sie bey ihrer Mutter, die immer erschrecklich viel auf sie, und sie für fromm genug gehalten, eingeschwärzt, und sie war keinem einzigen Schritte günstig, den er zu seinem Fortkommen that.

Wir können hier nicht umhin, etwas zu erwähnen, was uns sehr aufgefallen ist, was in die Psychologie gehören könnte, und was wir also den Herren dieses Studiums auf dem Sirius zu näherer Beherzigung vorlegen.

In den Aufsätzen, die der Prinz Honorus an Triptemisien, Uraniens Mutter geschickt, war des Verwandten ihres Gemahls, Vindicinus, Erwähnung geschehen, und wir glauben fast, daß dieser Umstand allein Uraniens Empfindlichkeit verursacht. Hätte er entweder nur im allgemeinen ihrer Aus-

schweifungen erwähnt, oder auch einen andern minder mit ihr liirten Mann genannt, so glauben wir schwerlich, daß die dann sich darüber entrüstet haben würde; so hatte er aber den Nagel vielleicht auf den Kopf getroffen, und der Schlag fuhr durch alle Nerven. Die gewaltige Entrüstung, die Uranie hierüber besonders fühlte, war gewiß, wie es gewöhnlich der Fall bey der Schuld ist, Folge innerer Ueberzeugung.

Triptemisie hatte darüber geschwiegen. Daß sie darüber geschwiegen haben muß, beweist die Gewißheit, daß Uranie vorher nichts erfahren, und so fällt auch die ganze schändliche Lüge wegen eines gewissen Briefes über den Haufen, den Triptemisie kurz vor ihrem Tode an Uranien geschrieben haben soll, der nicht allein den unmütterlichsten Rath enthält, den wohl je eine Mutter ihrer Tochter gegeben, sondern der zugleich ein eigenes Geständniß enthalten sollte, daß Triptemisie selbst Ausschweifungen ergeben gewesen, und sie geliebt habe.

Wenn Triptemisie diese Ideen gehabt, und diese Rathschläge ihrer Tochter gegeben, so mußte

sie ihre Wahl sehr gut heißen, mußte sie deswegen loben, und bedurfte nicht des Stillschweigens. Noch weniger aber hätte Uranie in dem Fall nöthig gehabt, den Prinz Honorus zu hassen, denn da hätte er gerade ihre Mutter unterrichtet, daß sie auf dem Wege der Klugheit lebte, den sie ihr vorgeschrieben. So stürzt eine Beschuldigung der Mutter und der Tochter nach der andern bey genauer Untersuchung zusammen, und nur die Wahrheit, daß die letztere leichtsinniger war als die erste, die Wahrheit, daß Uranie nicht fehlerfrey, und die Wahrscheinlichkeit, daß sie auch mit Vindicinus nicht ganz ohne Verdacht bleiben kann, stehen nackt und endeckt vor den Augen des Lesers.

Trotz diesem Hasse aber gegen den Prinzen Honorus, gab es doch wieder eine Zeit, in welcher derselbe bey ihr besser angeschrieben stand, wenigstens dem Scheine nach mehr von ihr geduldet, ja leichtsinnig genug, ihm manchmal von ihr geschmeichelt, und er zu Hoffnungen aufgemuntert wurde, wozu man ihn nicht hätte aufmuntern sollen. Da aber dieses eine sehr verwickelte Geschichte ist, die ihr besonders Kapitel verdient, so betreten wir

erst noch einmahl die Bahn, die wir verlassen haben.

Zwanzigstes Kapitel.

Apologie Uraniens über verschiedene Dinge.

Das ist sehr gut, sagte der Pastor, denn bis jetzt wissen wir noch nicht, woran wir sind.

„Und es scheint mir", erwiederte seine Frau, „daß unser Autor eben nicht wider die Königin Uranie eingenommen ist, sondern daß er sie gern ganz vertheidigen möchte, wenn es die Umstände zuließen. Ich finde wirlich darin auch nichts so besonderes, daß man einen Freund die Hitze der Backen fühlen läßt, oder daß man erst mit einem Menschen nicht harmonirt, und nachher wieder sein Freund wird. Die Königin kann ja diesen

Bin-

Vindicinus besser kennen gelernt, und mit ihm den unschuldigsten Lebenswandel geführt haben.

Mein Kind, sagte der Pastor, du scheinst dich sehr auf die Seite Uraniens zu lenken, und das ist bey mir der Fall gar nicht. Denn es ist ein ganz anderes Wesen um eine Königin, als um eines Privatmannes Frau, und meiner Meynung nach, sollte diese gar keine, nicht die geringste Gelegenheit geben, daß der Schein wider sie wäre. Denn, wenn schon unser Autor im Sirius ein großer Philosoph zu seyn scheint, so taugt doch die Philosophie nichts, daß es einerley sey, von wem die Erben eines Königreichs herrühren. Doch wir wollen hören, was er weiter darüber sagt.

Wenn wir den Fall annehmen, wenn wir ihn annehmen, sage ich, daß die Königin sich mit Vindicinus vergessen, daß sie schwach genug gewesen, ihre Würde aus den Augen zu setzen, welches sie übrigens immer noch nicht verdammt, denn eine Königin hört nicht auf Mensch zu seyn, so war doch kein Beweis wider sie da, um dessen Willen die Nation, oder ein Individuum gar und der Nation, ihr das hätten vorwerfen dürfen.

Wäre also nicht der Fall gekommen, daß eine Revolution sich ereignet, wo die Zügellosigkeit sich Freyheiten herausnahm, so wäre der Verdacht selbst nie laut geworden, wäre in den Herzen derer geblieben die ihn gehabt, und deren Ueberzeugung schwerlich je ihre ganze Größe erreicht haben, so wie jetzt, nachdem man alles aufgedeckt, was man von Wahrheiten aufzutreiben wußte, nachdem man alles dazu gelogen, was erfinderische Schmähsucht nur hervorzubringen vermag, man doch noch nicht auf den Gipfel ist, Bürgschaft leisten zu können, daß die Erben des Sardanapalischen Throns nicht Kinder ihres Königs wären.

Allein wir haben, um philosophisch einmal uns darüber auszulassen, angenommen, daß dem so seyn könnte, und indem wir dieses annehmen, müssen wir zugleich annehmen, Uraniens Gatte habe die Sache bemerkt, und dazu still geschwiegen. Daß das sehr möglich seyn kann, wird niemanden ein Räthsel scheinen. Der König kann, und sollte am allerersten alle Begriffe von menschlichen Schwachheiten haben kennen, und sie zu gute halten lernen, und wenn der König derjenigen, die am nächsten

um

um ihn ist, Schwachheiten nicht einmal nachsehen, wie wird er die Lage anderer Sachen, über die er richten muß, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten können?

Wenn aber er, dem die Sache am nächsten angeht, schweigt, warum schweigen die nicht, denen sie gar nichts angeht? Aus was für einem Rechte wagen sie es, davon zu reden?

Sollte der weise König, dem das Wohl seines Volkes am nächsten lag, der bey so vielen Gelegenheiten zeigte, daß es ihm um sich selbst weniger zu thun war, als um das Glück anderer; der sich einschränkte, wo er sich einschränken konnte; vor dem Antritt seiner Regierung die Fehler des Herrschers und die Unterdrückung des Volks einsahe, nach dem Antritt derselben alles das zu verbessern suchte; der nur zu schwach war, nicht einzusehen, wie man ihn von allen Seiten hintergieng und betrog; wie man Unglücksscenen von ihm zu entfernen, glückliche ihm vorzumahlen suchte, wo sie nicht waren; sollte der nicht eingesehen haben, daß wenn die Krone nur Erben hätte, ihm eine große Sorge für die Zukunft vom Halse genommen wäre;

nicht einsehen, daß diese Erben ihm zu gute kommen, wenn sie auch nicht sein waren; nicht einsehen, daß das Volk um dieser Erben willen mehr ihn lieben, mehr glücklich seyn würde, als ohne sie? Gewiß — und gewiß hat, wenn er das alles einsahe, dieser König seine Gattin deßwegen nicht minder geschätzt, wenn auch wirklich sympathische Liebe zu ihr sich ein wenig bey ihm vermindert haben sollte.

Und wenn ein König so edel denken kann, und seine Unterthanen können dagegen so schlecht denken, ihm den Trost seiner Tage, seine Ruhe rauben zu wollen — Welch ein Kontrast!

Noch einmal zu Uranien. Angenommen, daß Uranie überzeugt war, das Schicksal habe ihr mit dem Könige keine Kinder bestimmt, die Liebe des Volks gienge ihr deßwegen verloren, die Unordnungen im Ganzen würden sich vermehren, wegen der Succession würden Kabalen gemacht werden, sie würde ihrem Gatten eine leichtere Regierung zubereiten, als wenn sie kinderlos bliebe; angenommen, man hätte ihr sogar vorher dieses Unrecht schon vergeben, es steckten Leute dahinter, die sie aufgemun-

muntert, ihre Fähigkeiten dem Lande zum Besten nicht unbenutzt zu lassen; noch hierzu genommen, daß sie sich überzeugen wollte, ob die Schuld auf sie, oder auf den König zu werfen sey — daß sie von Vindicinus überzeugt war, dann müßte sie die Schuld tragen — ist, wenn wir das alles annehmen, ihr Verbrechen so groß? Ists dann wohl noch der Mühe werth, ein Wort zu verlieren, um sie beschuldigen zu wollen?

Lauter Hypothesen! Aber sardanapalische Schriftsteller, sind diese Hypothesen nicht weit besser, als eure Erfindungen? Wollte der Himmel, wir wüßten unsre Uranie in allen Stücken so zu vertheidigen wie in diesen, so wäre es uns gar nicht leid, sie den Augen ihrer Nation im höchsten Grade liebenswürdig zu machen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Des priesterlichen Ehepaars Zweifel an dieser Liebenswürdigkeit.

„Es ist recht gut," sagte die Frau Pastorin, da ihr Mann das Manuscript weglegte, weil der Abschnitt die Erben des Reichs Sardanapalien betreffend, nunmehr geschlossen sey, „es ist recht gut, daß der Autor die Existenz dieses Vergehens nicht bewiesen hat, denn seine Entschuldigungen wollen in der That nicht sehr zu ihrer Vertheidigung beytragen, und seine Apologie möchte, ich getraue mir wohl darauf zu wetten, wenig Käufer und Leser unter den ehrlichen Weibern finden."

„Verdammte Hypothesen," sagte der Pastor, und hob sich aus seinen Sessel. „Hypothesen, die jedem Ehemanne einen Angstschweiß ausjagen, und ihn in keine kleine Verlegenheit setzen müssen, wenn er Red und Antwort darauf geben soll."

„Frey=

„Freylich, mein Kind,“ fuhr er in etwas gemäßigtem Tone fort, „kann ichs nicht leugnen, daß es um die Descendenz eines Königs ein ander Wesen ist, als wenn unser einem sie mangelt. Ob ein Landpfarrer Kinder hat oder nicht, das ist wohl ziemlich gleichgültig, nicht so bey einem regierenden Herrn. Allein es gehört eine ganz erschreckliche Resignation dazu, eines andern Kinder auf seinen Knien zu wiegen, wenn die ganze Welt sie für die meinigen hält, und wenn das, was unser Autor dort annimmt, wirklich angenommen und wahr ist, so mag ich mit seinem König in Sardanapalien schlechterdings nicht tauschen.“

„Und ich nicht mit seiner Königin Uranie, und wenn sie die glücklichste Person im Sirius wäre. Das einzige weßwegen ich sie wohl noch entschuldigen könnte, ist, daß vielleicht man ihr gar ins Gewissen gesprochen, daß sie die Sünde um des Ganzen willen thun müsse; und ich, mein liebes Männchen, wäre die unglücklichste Person auf Gottes Erdboden, wenn man mir dergleichen zumuthete: und wenn des ganzen heiligen römischen

Reichs Wohlfarth daran hienge, ich thäte es nicht.“

Der Pastor war so entzückt über seines Weibchens Aeußerungen, daß er den König von Sardanapalien ganz darüber vergaß, und sagte: „Danken wir daher dem Himmel, daß wir in dem Stande gebohren sind, in dem wir uns wirklich befinden, daß wir keinen solchen Situationen ausgesetzt sind, daß wir unsre Kinder ohne Zuthun anderer der Welt schenken können.“

„Aber,“ fuhr er fort, „wenn wir einen politischen Blick auf die Sache thun, so weiß ich denn doch nicht, ob nicht der Siriusische Autor sich vertheidigen läßt. Freylich überläuft einem die Hitze, wenn man sich selbst wohl in solchem Fall verwickelt werden zu können glaubt. Sieht man sich aber in Sicherheit, so ists eines redlichen Beobachters Schuldigkeit dem Autor auch in seiner Situation nachzufolgen, und sich in die nehmliche Lage zu versetzen, in der er sich befand.“

„Meine Moral und mein Amt muß ich freylich beyseite setzen, wenn ich einer politischen Laufbahn mich nähere. Die Welt, mein Kind, liegt

im Argen, und wenn ich in unsern Europa mich ein wenig mit meiner Gedächtnißkraft herumtummle, so werd ich manche Dinge inne, die mich darin bestärken, daß einem Könige diese Weisheit gewissermaßen wohl nicht fehlen darf."

"Wenn ich also, wovon ich doch wenigstens in deiner Gesellschaft mir recht sehr Dispensation vom Himmel erbitten würde, König des Sardanapalischen Throns wäre, und sähe mich einmal nicht im Stande Erben zu erzeugen; sähe doch aber, daß das Wohl meines ganzen Landes davon abhienge; sähe entweder Krieg und Blutvergießen nach meinem Tode bevorstehen, oder wäre überzeugt, die Verwandte die nach mir den Thron in Empfang nähmen, machten mein Volk ausgemacht unglücklich, so würd' ich gewiß lieber zu meiner Frau sagen: Suche dir einen andern Geliebten —"

Die Frau Pastorin sprang bey diesen Worten auf, und hielt ihren Herrn Gemahl den Mund zu; aber der Herr Pastor bediente sich seines Sprudelwerks und seiner Hände, machte sich los, und sagte: "Ich bin ja nicht König, werde auch keiner werden, und wäre ichs und dächte so wie ich jetzt denke,

ke, so würde ich sagen, ich sehe uns als geschieden an, weil der Zweck verfehlt ist."

Aber die Frau Pastorin ließ ihn nicht ganz ausreden. Sie rief mitten zwischen seine Demonstration hinein, daß sie ihm bäte sich ein für allemal von politischen Dingen ganz abzuziehen, nie diese wieder auf die Bahn zu bringen, weil sie sich sonst fürchte, in den jetzigen so wunderbaren Zeiten möchte es dem Schicksale gar endlich noch einfallen, aus einem Pastor einen König zu machen, es möchte ihm durch eine solche plötzliche Veränderung der Schreck seine Kräfte berauben, und er sie bitten einen Substituten anzunehmen.

Der Pastor lachte, schwieg und las dann weiter.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Eine Vorbereitung zu der Epoche der Verhaftung des Prinzen Honorus.

Wir haben zwar oben schon verschiedenes, so las der Pastor aus dem Manuscripte weiter, von der innern Verfassung des Sardanapalischen Hofes enthüllt: allein wir mußten doch, um die Epoche der Verhaftung des Prinzen Honorus dann nicht zu oft zu unterbrechen, noch einmal und zwar in specie hiervon reden, und wenn sich vielleicht manches da einschleichen sollte, was schon einmal da gewesen, so werden unsre Leser schon gütig genug seyn, uns darüber zu entschuldigen, da manche weitere Erinnerungen ihnen selbst nicht unwillkommen seyn werden.

Wenn man den gleichzeitigen Schriftstellern über diese Epoche, und über die damalige Beschaffenheit des Sardanapalischen Hofes Glauben bey-

messen wollte, so müßte man annehmen, daß dieser Hof ein Sammelplatz aller Laster und Verbrechen, eine irdische Hölle, ein Abgrund alles Verabscheuungswürdigen gewesen, und unmöglich läßt sich eine schlimmere Idee mahlen, als sie geben.

Die Königin Uranie eine der verworfensten Alltagsweiber, weit unter die Klasse jedes Freudenmädchens herabgewürdigt, eine Heuchlerin, eine Betrügerin, die jeder Pflicht entsagt, jedes Gesetz mit Füßen tritt, jeder Art von Wollust nachhängt, keinen Gedanken von Recht und Billigkeit, von Zucht und Menschlichkeit mehr in sich trägt, eine Giftmischerin für die, die dem Lande wohlwollen, eine Furie für die, die ihrem Willen entgegenarbeiten, ein Teufel für alles, was nur den Anstrich von Gutseyn hat.

Der König ein schwacher, unsteter, schwankender Mann, ganz von ihr bethört, ganz ihren Schlingen überlassen, dumm bis zum Bejammern, leichtgläubig bis zur Unglaublichkeit, faul bis zur gänzlichen Unthätigkeit, nie Herr des folgenden Augenblicks, Sklav eines jeden der ihn nur lenken will.

Sein

Seine Minister und Rathgeber Spitzbuben der ersten Größe, seine Vertraute Gauner, seine Bediente Herren, seine Pächter Könige und Prinzen, seine Verwandte Hurenjäger, seine Lieblinge Narren, seine Soldaten Kinder.

Uraniens Gefolge schändliche Weiber — Huren ohne Ausnahme, keine Idee von Tugend bey ihnen, ihre Unterhaltungen ekelhafte Schweinigeleyen, ihre Freuden viehisch — Ihre Freundinnen und Freunde Mäkler, ihre Lieblinge niedrige Kriecher.

Welch ein Gemählde! und leider, manches in diesem Gemählde ist wahr. Nur spielen die Hauptpersonen beyde nicht die schrecklichen Rollen, die man ihnen giebt. Beyde lassen sich aus dem dechiffriren, was oben schon erwähnt worden. Doch vom Könige noch dieses. Er war nicht zum Regenten, das heißt zum guten Regenten erzogen, aber er hatte die Fähigkeiten dazu. Er war zum schlechten Regenten erzogen, und er folgte keinem von den Lasterwegen die er als Beyspiel gesehen. Er neigte sich zum Guten, Vollkommenheit aber hätte als Kind anfangen müssen. Uranie wäre,

wenn sie in einer Staatsverfassung von andrer Gattung nach Sardanapalien gekommen, gewiß eine recht gute Königin geworden. Aber sie sahe um sich her lauter schlechte Beyspiele. Wie konnte sie unter ihnen Muster werden. Und doch wagen wir es, allen den Schriftstellern zum Trotz, die sie so gar schlecht schildern, zu sagen, sie war unter den übrigen noch die beste, sie glich ihnen gar nicht einmal.

Es ist wahr, daß am Sardanapalischen Hofe alles, außer diesen zwey Seelen, und einigen, die von weiten zusahen, und nur selten sich in Regierungsgeschäffte mischen durften, gewöhnlich nur dann gerufen, wenn dem Uebel nothwendig Einhalt geschehen, auch wieder abziehen mußten, wenn das vorüber war, nichts gutes mehr zu finden war. Entweder es waren kriechende Schmeichler, die dem Könige zu dienen sich anheischig machten, auch ihm vormahlten sie dienten ihm ohne des Landes Nachtheil, welches sie doch völlig auszogen, oder es waren gewissenlose Wucherer, die in ihren Beutel arbeiteten, und dachten: verhungere wer da ann, wenn ihr nur vollauf behaltet.

Der Geldmangel war das einzige drückende Uebel, und doch war Geld genug im Lande, doch waren Quellen genug da, aus denen zu schöpfen war, nur daß man diese Quellen verschlossen hielt, und wer ja mit etwas herausrückte, der that es nur um dem Schatze eine noch tiefere Wunde durch seinen Wucher zu schlagen.

Der König wollte durch Oekonomie das alles verbessern, und hätte das alles sehr leicht verbessern können, wenn die, welche Theil an seinen Einnahmen hatten, sich die nehmlichen Reduktionen hätten gefallen lassen, die er sich gefallen ließ. Aber von denen, die so unrechtmäßig die Summen schluckten, wollte keiner etwas einbüßen, und der König glaubte ungerecht zu seyn, wenn er ihnen mit Gewalt etwas nähme.

Freylich hätte er bedenken sollen, daß ein großer Theil es als Almosen von ihm bekam, daß von diesen Almosen Equipagen gehalten, Schlüngel gefüttert wurden, die da hätten arbeiten können, daß ein fast größerer Theil weit mehr Besoldungen erhielten, als sie verdienten, daß die Pachtungen nach Gunst vergeben, und für solche Gunst oft Hundert-

tausende, als Douceurs eingestrichen wurden, die der König füglich, als sein Eigenthum betrachten konnte.

Aber freylich wurde ihm das, von denen die am nächsten um ihn waren, die das alles verschenkten, und ihre Kasten davon füllten, ganz anders vorgestellt, und er war auch da zu nachgebend, sich näher zu erkundigen, weil er alles richtig glaubte, weil er andere für so gut hielt, als er es selbst war, weil man ihm weiß machte, es gäbe andere Quellen, aus denen das fehlende sich ergänzen liesse. So befriedigt, wenn ihm einer nur etwas vordeclamirt hatte, wenn Worte die Noth des Landes gehemmt hatten, schlummerte er Jahre lang hin, in denen er oft Veränderungen vornahm, die ihm allemal Verbesserungen zu seyn dünkten, und wenn sie es ja waren, ihm bald von andern so verleidet wurden, daß neuen Veränderungen, offenbaren Verschlimmerungen sie weichen mußten, bis endlich er auf eine schreckliche Art aus dem Traume geweckt wurde, von der zu reden es aber noch zu früh ist, weil noch manches vorher gieng, was Uranien näher betraf.

Dieß

Dieß war fast die einzige, gegen welche der König nicht so nachgebend war, als gegen jene, die ihn so schrecklich hintergangen. Ihr versagte er — nicht das nothwendige, nicht das was ihrer königlichen Würde angemessen war — aber das überflüssige, das was nach den buhlerischen Verschwendungen des vorigen Königs schmeckte, das was er nicht verantworten zu können glaubte.

Uranie war aber nicht gewohnt, sich einzuschränken. Theils hatte sie vom passiven Könige, und theils von dessen Ministern, die als künftiger Souverainin, und jetzt möglichen und furchtbaren Verrätherin manches Stückchens, welches sie spielten, ihnen verehrungswerth war, Beyträge erhalten, theils war ihr eigner Kredit noch ungeschwächt, theils mogte sie wohl als noch nicht regierende, von Sevinaldus unterstützt worden seyn, und dachte nun darauf, ihm, da er dessen bedurfte, das wieder zu ersetzen. Genug, sey es wofür es wolle, ihre Bedürfnisse waren groß, sehr groß, ihre Verschwendungen offenbar, und machten dem Könige manche unruhige Stunde.

Allein, wie konnte Uranie anders, und wie konnte man sie nicht vertheidigen, da alles um sie her, gleich ihr verschwendete, da Pächters-Weiber Königinnen in der Pracht spielten, und die Königin insgeheim wohl auslachten, daß sie es ihnen noch zuvorthun wollte, da man der Armuth des königlichen Hauses und des Königreichs spottete und lachte.

Das geschahe freylich nicht so ganz öffentlich, allein Pracht und Verschwendung wurden doch öffentlich und unter den Augen des Königs gehandhabt, und dieser öffnete die Augen nicht. Er konnte der Idee Gehör geben, daß er keine Macht über Reichthum und Ausgaben von Privatleuten habe, er konnte übersehen, daß das alles ihm gestohlen wurde, daß der Schweis seiner Unterthanen hier verpraßt wurde. Er konnte übersehen, daß Millionen, die man ihm lieferte, andere Millionen in die Taschen der Lieferanten spielten, daß man ihm raubte, womit er sein Volk glücklich machen konnte, und gleichsam ihm zum Trotz es verpraßte.

Und anstatt ihn aufmerksam darauf zu machen, statt mit ihrem genug scharfsinnigen Geiste

in

in die Ursachen des Staats und Luxus um sie her einzudringen, und so dem Uebel Einhalt zu thun, fand Uranie ihr Wohlgefallen daran, das alles mitzumachen, koste es was es wolle, Vermögen und Ehre.

Hätte der König auf einmahl diesem fressenden Wurme, den hauptsächlich die Weiber fütterten, durch einen Machtspruch Einhalt gethan, der den Männern gewiß willkommen gewesen wäre, so hätte er ein verzehrendes Uebel aus seiner Residenz verbannt, was dem armen Mann in jedem Winkel seines Reichs zur Pest geworden war. Er hätte ferner seine Gattin auf jeden Fall von einer Sucht befreyet, der sie blos aus Gewohnheit und Mode nachhieng. Er hätte sie vor allen den Uebeln geschützt, in welche sie dadurch verfiel.

Denn um Summen zu erhalten, mußte sie weit größere Summen verschreiben. Schlangen, die sie in ihrem eignen Busen erwärmte, nährten sich mit wucherndem Wohlgefallen an ihrem Verderben.

So wie es Uranien gieng, so gieng es allen übrigen Verwandten des Königs. Es war unter al-

allen Personen des ganzen Königreichs Sardanapalien beym Tode des passiven Königs kein einziger, als der König ganz allein, dem es ernstlich um Oeconomie zu thun war. Wie konnte da wohl eine beßre Finanzverwaltung statt finden, da seine Person gerade diejenige war, die am wenigsten brauchte, da alle die übrigen, an welche der passive König verschwendet hatte, itzt auf andere Art dafür sich schadlos zu halten suchten, da Minister mit Borgen Schulden bezahlen wollten, da sie so borgten, daß die Schuldenlast nur immer vermehrt wurde.

Wenn man, wie es verschiedenen Sardanapalern einfiel, behaupten wollte, Uranie sey an allem Schuld, und habe die Nation zu Grunde gerichtet, so muß man den Verstand verlohren haben. Ihren kleinen Theil hat sie dazu beygetragen, daß das Uebel ärger geworden ist, aber tausend Privatleute haben jeder einzeln mehr dazu beygetragen als sie.

Ohne zu übertreiben, war in Sardanapalien die Residenz die abscheuvolle Grube, aus welcher jeder, der darin war, seinen Arm streckte, um zu

rauben, was er rauben konnte, und selbst darin in den schändlichsten Lüsten zu leben, oder wenigstens blos für sich nie für seinen Nebenmenschen zu denken, blos sein Wohl, daß er in Genuß und Reichthum setzte, zu befördern, und um den armen darbenden Mitmenschen sich gar nicht zu bekümmern. Während der ganzen langen Regierung des passiven Königs, der Sardanapalien freylich in sehr blühendem Zustande erhalten, war eine Unthat nach der andern zum Vorschein gekommen, und nach ihm hatte man sich gebildet. Er hatte blos dem Schwelgen gelebt, und die sein Zutrauen hatten, blos dem Scharren und Wuchern. Nie hatte sich der passive König um das Wohl seiner Unterthanen bekümmert, nie geforscht, ob etwas im Elende lebte, während er schwelgte. Unter ihm war das Weiberregiment in Sardanapalien zu einer fürchterlichen Höhe gediehen, unter ihm war die Menschheit ausgeartet.

Die letzten Auftritte hatte Urania noch mit erlebt. Ihr jugendliches Herz hatte noch von dem letzten giftigen Hauche eingesogen, und war davon angesteckt worden.

Drey-

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Vom Prinzen Honorus, dessen Verhaft, und wie Urania dabey verwickelt wird.

Der Prinz Honorus hätte sehr ruhig, vergnügt, und ausgezeichnet glücklicher leben können, als fast jeder andere Einwohner der Residenz in Sardanapalien.

Er hatte eins der wichtigsten geistlichsten Aemter, und ihm war die Sorge anvertrauet, die Summen austheilen zu lassen, die als milde Gaben aus dem königlichen Schatze flossen. Welch ein Feld fürs Wohlthun! Welch eine Aussicht für einen edlen Charakter, um Ruhm und Ehre einzuärndten! Und in der That, der Prinz befand sich nicht übel dabey. Vielleicht stand er unter allen, die Aemter hatten, gerade am rechten besten Posten. Vielleicht war er einer von den wenigen, die unter den Großen dieser Stadt sich noch aus-

zeich-

zeichneten, darin auszeichneten, daß sie sich nicht mit dem Untergange der Nation besudelten. Wie glücklich hätte Prinz Honorus seyn können, wenn blos Verwaltung dieses Postens seine Sorgen, seine Bekümmernis gewesen, wenn er nicht zwey Fehler gehabt hätte, denen er fröhnte!

Einer, und der hauptsächlichste von diesen Fehlern war der Ehrgeitz. Schlechterdings hatte der Prinz sichs vorgenommen zu glänzen. Ach! sein Glanz war so schön, so dauerhaft. Er bestand in Menschenliebe und Thätigkeit — Aber verblendet wie der Mensch es gewöhnlich ist, war ihm dieser Glanz nichts. Er wollte als Minister glänzen. Wie seine Träume waren, davon läßt sich nichts sagen. Als ein Mann, der Staatsklug seyn wollte, behielt er seine Plane bey sich, vielleicht, daß seine Absicht die allerbeste war, vielleicht, daß er glaubte, er müsse es zwingen können, Sardanapalien glücklich zu machen. Unglücklicher Glaube! Unglückliche Selbstliebe, die so viele Menschen verleitet, in ihr Unglück zu rennen.

Der Prinz hatte außer einem Ehrgeitze der Art, auch noch die Eigenschaft, daß er sich beym

Frau-

Frauenzimmer beliebt dünkte. Er war eingenommen für sich. Er dachte, man müßte ihm huldigen, man könne ihm nicht widerstehen.

Wir wissen von oben, daß er einst bey der Königin Uranie, wie sie noch in Sibaritien war, nicht übel angeschrieben stand. Zwar hatte er diese Zuneigung durch seine unvorsichtige Aufführung verlohren. Allein er besaß noch Sevinaldus ihres Bruders Gunst, und seine Eigenliebe dazu genommen, bestärkte beydes die Hoffnung deren wir erwähnt.

Das war die Ursache, warum er sich an Uranien wandte, warum sie seine Vorsprecherin, seine Beschützerin werden sollte. Er hatte freylich auch andre Wege eingeschlagen, allein da ihn im Grunde niemand für den Mann ansahe, der etwas leisten konnte, da er mit dem was er suchte, etwas zu offenherzig zu Werke gieng, und da er, recht aufrichtig gesprochen, nach der Läge der Zeiten zu sehr ehrlicher Mann war, um auf einen solchen Posten Ansprüche machen zu können, so wurde ihm so ausserordentlich zeitig entgegen laborirt, daß es eine platte Unmöglichkeit war, zu welches

nur die nicht beystimmten, die um ihn waren, und seiner Gnade lebten.

Er hatte große Einkünfte. Allein Eigenliebe und Ehrgeitz sind Eigenschaften, die auch viel Aufwand erfodern. Dazu kam, daß er Menschenliebe hatte; dazu kam, daß er ein ehrlicher Mann war, anderer Plusmachereyen nicht mitmachte, und lieber sich in Schulden setzte. Diese Schulden mußte er sich denn auch bey jeder Gelegenheit vorwerfen lassen: und es hieß am Ende gar, wer Schulden hätte, könne auf einen solchen Posten keine Ansprüche machen, und der Prinz, der Prinz war nachläßig genug nicht zurückzudenken, wie viele, Posten der Art mit unaussprechlichen Schulden angetreten, und sich davon befreyet hatten, war schwach genug, zu glauben, wenn er seine Oekonomie einschränkte, und seine Schulden abbezahlte, würde ihm der Posten nicht fehlen, war kurzsichtig genug, nicht einzusehen, daß er nie, nie zu diesem gelangen würde, weil er es im Zuschnitt verdorben.

Da sein ganzer Plan auf Uranien hinauslief, den er füglich nie auf einen schlechtern Wege hätte laufen lassen können, so suchte er immer unter ih-

ren Lieblingen, unter ihren Freundinnen Bekannte, die ihm ihr empfehlen sollte.

Allen aber war es zu bekannt, daß die Königin ihm nicht gewogen war, und so gab sich auch wirklich niemand mit ihm ab, alle wiesen ihn zurück oder äfften ihn, darnach ihre Konvenienz es forderte. Endlich stieß er auf einen Gegenstand der ihm würdig und geschickt zu seyn dünkte seine Sache zu vollenden, auf eine Dame, von welcher er wähnte, sahe, überzeugt war, oder sie ihm sagte, weis machte, und beweislich darzustellen wußte, sie stehe mit der Königin Uranie in einer ganz genauen Verbindung.

Daß wir in diesem Falle uns so vieler Varianten bedienen müssen, das liegt in der Natur der Sache, und die Folge wird dem Leser entwickeln, wie nothwendig es war.

Die Dame Klemine, so nannte sie sich, wußte sich so ganz in die Gnade des Prinzen Honorus einzuschmeicheln, daß sie eine volle Gewalt über ihn bekam, daß er sich durch sie große Gefälligkeiten bey Uravien erhalten zu haben, und wieder in ihre völlige Gunst eingeworfen zu seyn geträumt hatte,

daß sie entweder wirklich durch Uranien geleitet, ihn in ihrem Namen, ohne selbst den Willen dazu zu haben, oder wenigstens Anfangs Theilnehmerin des Geheimnisses zu seyn, auf das entsetzlichste hintergieng, oder in ihren eignen ihn aufs schändlichste betrog.

Welches von diesen beyden am wahrscheinlichsten ist, und der Wahrheit am nächsten kommt, werden wir in der Folge betrachten, denn in Uraniens Leben ist dieß ein Fleck, den sie entweder ganz verwischen, oder ganz sich für schuldig bekennen muß. Entweder man hat nie mit der Majestät so schändlich gespielt, oder nie hat sich eine Majestät durch so viel Ungerechtigkeit und Grausamkeit aus einer Sache gezogen, die sie zu unterdrücken im Stande war, wenn sie Mitschuldige davon war, die aber weit strengere Gerechtigkeit erforderte, wenn sie unschuldig war, weil es dann ein teuflisches Unternehmen war.

Tretet vor meinen Richterstuhl, Sardanapaler, die ihr hier mit verwickelt waret. Urania und Klemine, Königin und Bettlerin genannt — nicht losgesprochene und nicht verdammte. Ich will dem

Sirius die Sache auseinandersetzen, und wenn man gerecht ist, so richte man noch einmal darüber. Man lasse die Ungerechtigkeit zum Recht wieder werden, wenn man schuldig ist, man mache gut, was man gut machen kann, was nicht mehr gut zu machen ist, bedaure man gethan zu haben.

Und wenn Uranie unschuldig ist, wenn ihr Sardanapaler überzeugende Beweise davon habt, dann gebt nicht zu, daß jener schändliche Mund eure Königin noch lästere und schmähe. Alles, was Fremde aus der Lage der Sache urtheilen, kann euch nicht empfindlich, nicht angreifend seyn. Der Mensch ist freyer Beurtheiler der Handlungen, die vor ihm liegen, so lange man sie zu erweisen Bedenken trägt.

Aber was Kleminens Mund spricht sind keine Urtheile, keine Schlüsse. Es sind Lügen oder Wahrheiten. Der Lüge gebe man ihren Lohn, der Wahrheit Gerechtigkeit.

Kurz, der Prinz Honorus ward verhaftet. Ihm ward schuld gegeben, sich Uraniens königlichen Namen zu einem beträchtlichen Handel bedient zu haben, den er geschlossen. Verwickelungen, die bey

der Sache sich befanden, machten, daß man ihn nicht befragte, daß man sich gerade an den König wandte. Der König stellte ihn zur Rede. Er bestürzt, zeigte eine Handschrift, die er von ihr wollte erhalten haben, und Uranie wußte nichts davon, als sie befragt wurde.

Das Verbrechen war klar. Wie es geschehen, wie es zusammenhienge, wußte man nicht ganz; allein Prinz Honorus hatte das Korpus Delikti in Händen, und er war der einzige für jetzt Schuldige.

Der Zorn des Königs vergaß sich wahrscheinlich in der ersten Hitze, sonst würde er langsamer beym Verfahren zu Werke gegangen seyn. Honorus war geistlich, stand in einem angesehenen Amte, und wurde ins Staatsgefängniß geführt. Dieser Schritt konnte ohne Rechtfertigung nicht zurückgethan werden; daher alle die Verwickelungen; daher die Nothwendigkeit, daß Prinz Honorus andre Personen inhaftiren lassen mußte; daher die Kompromittirung Uraniens; daher Prozesse die dem ganzen Sirius ein unerhörtes Räthsel sind, und noch bleiben, auch wenn die zweyte Epoche in Uraniens Le-

den nicht Entwickelungen darüber enthüllt, ewiges Räthsel bleiben werden.

Ich nenne dieses mit Recht die erste Haupt-Epoche in Uraniens Leben. Daß eine Prinzessin eines Hofes Königin des andern wird, daß sie leichtsinnig, prachtsüchtig, verschwenderisch ist, daß ihr Liebeshändel Schuld gegeben werden, das alles ist nichts merkwürdiges in Ansehung einer solchen Person. Aber daß man sie mit Betrügern zusammenbringt, daß man sie in Unterschleife verwickeln will, worüber gerichtliche Akten gehalten, die entscheiden ohne etwas entscheidendes gesagt zu haben, daß sie sich entweder nicht rechtfertigen kann oder will, das ist etwas unerhörtes, das ist eine Haupt-Epoche in einem solchen Leben.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Was betrifft denn die Sache eigentlich?

Die Rede war vor dem Könige von einem Diadem, welches der Prinz Honorus für Uraniens Rechnung gekauft haben sollte. Die Verkäufer hatten theils die terminlich versprochene Zahlung nicht erhalten, waren theils bange für das Ganze, waren vielleicht, welches noch mehr Wahrscheinlichkeit hat, von Feinden des Prinzen Honorus und Uraniens aufgehetzt, diesen zu schaden.

Das Diadem war von ansehnlichem Werth. Es enthielt größere und kleinere Kostbarkeiten, und betrug den Werth eines kleinen Herzogthums. Es war keine Frage darüber, ob der Prinz Honorus es bezahlen könnte, das war außer allem Zweifel.

Wenn der Prinz bey der ersten Erklärung Uraniens gleich hätte überzeugt seyn können, er wäre betrogen, so hätte er sich erbieten sollen, das Dia-

dem zu bezahlen, und seine Unschuld bey der Sache zu erweisen, und wahrscheinlich hätte die Sache geruhet. Aber der Prinz hielt sich nicht für betrogen, als von Uranien. Er sahe im Augenblick sie als diejenige an, die ihn stürzen wollte, und da er das nicht um sie verdient zu haben glaubte, so ward auch seine Galle rege, und er wollte sie nun darstellen.

Von einer Seite so unbesonnen gehandelt als von der andern. Aber wir müssen auf diejenige kommen, die als die Betrügerin verurtheilt wurde, ohne so wie sie es sollte überwiesen zu seyn.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Von der Dame Klemine und deren Antheil an der Diadem-Geschichte.

Die Dame Klemine spielt allerdings eine der merkwürdigsten Personen in dieser Geschichte. Wir

wollen

wollen erst hören, was sie von sich selbst sagt, und dann wollen wir andre reden lassen, und dann wollen wir urtheilen, wer ohngefähr recht haben mag.

Klemine giebt vor, aus einem Seitenzweige der Könige von Sardanapalien zu stammen, freylich aus einem unächten; allein Sardanapalien hatte einmal die Gewohnheit der Natur gewissermaßen ein Recht wiederzugeben, was man ihr genommen hatte; hatte die löbliche Gewohnheit, auch Kinder, die wider die Vorurtheile, die in den Gesetzen herrschten, zur Welt kamen, für Kinder des Himmels anzusehen. Es ist nicht gleichgültig, daß man ein Gesetz von Seiten des Uebertreters und des dadurch unschuldig leidenden als gleichförmig betrachtet, und ein gewisser Autor im Sirius macht wirklich bey allen seinen sonstigen Verdiensten sich äußerst lächerlich, wenn er die Partie wider alle unächte Kinder mit einem Enthusiasmus ergreift, als ob er zum Richter des Planeten gesetzt wäre — wenn er sich beeifert jedesmal den Ausdruck Hure und Hurkinder in ein nachdrückliches Licht zu setzen, und dem Rechte und Werthe Kleminens dadurch etwas zu nehmen, oder wenigstens ein Vorurtheil

gegen sie zu befördern sucht, daß er ihre Abstammung, da er sie nicht ganz vom Sardanapalischen Thron weglenken kann, zu verunglimpfen sucht.

Eben so ungerecht sind seine Ausfälle auf ihre Armuth, von welcher er so viel erniedrigendes sagt, von der Beyhülfe andrer, die er durchaus ihrer Betteley zuschreibt, und das alles vor den unwichtigen Gründen, womit er ihre Beschuldigung zu beglaubigen sucht, vorwegschickt, damit man schon im voraus wider sie eingenommen seyn, und seinen Scheingründen desto eher trauen solle.

Person und vorhergegangene Umstände, die keine Beziehung auf das Verbrechen haben, sollten bey einem Verbrechen nie in Anschlag kommen, wenigstens nicht angewendet werden, um das Verbrechen mehr zu erschweren, als es wirklich beschwert ist.

Wollte der Autor Uranien vertheidigen? Nichts ist ja leichter, wenn sie unschuldig. Also trete sie selbst auf. Doch davon hernach mehr.

Klemine war als eine solche von Freunden aufgefordert worden in die Residenz zu gehen, Rechte wieder hervorzusuchen, die sie wirklich dadurch hatte,

te, daß man ihren Vater durch betrügerischen Wucher um das seinige betrogen. Klemine hatte sich einen Gatten gewählt, der wahrscheinlich von Stande war, obgleich auch jener Autor dieses zu bezweifeln, und in ein schlechtes Licht zu setzen sucht.

Klemine bediente sich natürlich aller Mittel, die dahin führten, sie ihren Zweck erreichen zu lassen; Bekanntschaften waren nothwendig; sie suchte sie zu machen. Sie war offenen Kopfes. Sie sahe bald ein, daß Protektion in der Residenz alles bewirke, Kabale alles hintertreibe. Sie unternahm die erste zu finden, die letzte zu vermeiden.

Ein Zufall, sagt sie, machte sie mit Uranien bekannt, und diese fand Gefallen an ihr. Sie würdigte sie geheimer, sehr vertraulicher Unterhaltungen. Mit dem Prinz Honorus war sie schon bekannt. Er war ihr Wohlthäter schon gewesen. Er hatte gewünscht, mit ihrer Hülfe die Königin zu seiner Freundin zu machen. Klemine hatte die Königin auf sein Chapitre gebracht, und war es Verstellung oder Ernst, Uranie hatte sich geneigter gegen den Prinz Honorus finden lassen. Sie hätte es endlich bey Uranien dahin gebracht, daß sie

sich in einem Briefwechsel mit ihm einließ, hatte es dahin gebracht, daß sie ihm Besuche zugestand, nachdem sie vorher eine kleine Komödie mit ihm gespielt, von der wir weiter unten reden wollen.

Nach Kleminens Aussage graviren diese Besuche Uranien freylich sehr, graviren sie sehr nach den Briefen, die Klemine noch in Händen haben will, die sie dem Publikum sogar vor Augen legt, und behauptet, sie wären Kopien eigenhändiger Briefe.

Ferner, sagt Klemine, damahls habe Uranie Verhandlungen mit ihrem Bruder Sevinaldus gehabt, wozu sie den Prinzen Honorus brauchen zu können geglaubt, aber sich in ihm geirrt hätte. Uranie habe, um ihren Zweck zu erreichen, große Opfer gebracht, die sie hernach vielleicht bereuet, denn so wie sie des Kardinals Ohnmacht in Endigung und Ausführung ihrer Projekte gewittert, habe sie sich von ihm zurückgezogen, sich auch nicht uneben erklärt, daß sie Willens sey, ihn zu stürzen.

Klemine aber behauptet doch, vorher habe der Prinz Honorus ihr reelle Dienste erwiesen, besonders

ders aber, das Diadem ihr verschafft, nach dem sie so lüstern gewesen.

Sie gesteht zwar ein, daß Uranie die Handschrift nicht gefertiget, sich geweigert solche zu geben, weil sie ihrem Gemahl versprochen, nichts ohne seinen Willen zu unterschreiben; behauptet aber, sie habe ihr zu verstehen gegeben, daß sich eine Unterschrift wohl machen ließe. Sie, Klemine habe darauf wohl eingesehen, daß der Prinz Honorus nicht anders als mit einer Unterschrift vor den Verkäufern des Diadems erscheinen könne, weil er sein Wort gegeben, und auf keine andere Weise im Besitz des Diadems kommen würde. Ob es ihr nun gleich einerley gewesen, ob der Prinz bey der Sache scheitere oder nicht, so habe sie doch selbst befürchtet, der Königin Ungnade sich zuzuziehen, theils gern dieses Diadem Uranien verschaffen wollen.

Sie habe also durch einen andern eine verworrene Unterschrift, deren sich die Königin nie bedienen können, verfertigen lassen, und Prinz und Verkäufer hätten sich dadurch blenden lassen, geglaubt,

glaubt, die Königin habe es würklich geschrieben, und der Handel mit dem Diadem sey zu Stande gekommen, auch solches Uranien abgeliefert worden.

Daß die Königin dieses Diadem hernachmals zerstückelt, daß ihr einiges von demselben zu Theil geworden, welches diese ihr geschenkt, giebt sie als die Ursache ihrer unglücklichen Verhaftnehmung und des ganzen darauf erfolgten Verfahrens an.

Was sie sagt, beweiset ihre Unschuld klar und deutlich. Ehe wir aber in dem weitern sowohl von ihr als von andern gesagten, fortgehen, wollen wir erst die kleine Zwischenkomödie ein wenig näher beleuchten, und gleich eine Uebersicht des Ganzen derselben geben.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Von der Komödie die Uranie oder Klemine dem Prinzen Honorus, oder der Prinz Honorus und Klemine der Königin spielten.

Einer der ansehnlichsten und noch unentwickeltesten Vorfälle ist in der Diademgeschichte der, daß eine andere Person einmal auf Augenblicke nur die Rolle der Königin zu spielen unternehmen mußte. Das wahre, entwickelte, bewiesene davon ist, daß Amarene, eine Person, die im Wuchse und Gestalt einige Aehnlichkeit mit Uranien hatte, diese würklich vorstellte, und ein Gespräch aus wenig Worten bestehend mit dem Prinzen hielt, als ob er dieses Gespräch würklich mit Uranien gehalten hätte.

Hierüber lauten die Varianten freylich nun sehr verschieden. Klemine sagt, daß der Prinz Honorus

korus im Anfange der erneuerten Einigkeit mit Uranien auf eine Zusammenkunft, mündliche Unterredung, und wenigstens Beweis von Seiten der Königin gedrungen hätte, daß sie ihn wieder in ihre Gnade aufgenommen.

Uranie sey aber eben nicht Willens gewesen, diesen Beweis würklich zu geben, habe aber auch die Vortheile nicht entbehren wollen, die aus einem solchen Beweise für sie entspringen könnten, habe also mit Kleminen in Erwägung gezogen, ob es nicht möglich wäre, ihre Person durch eine andere vorstellen zu lassen. Klemine gieng hierüber mit ihrem Manne zu Rathe, und dieser machte die Person aus, wollte doch unter keiner andern Bedingung damit zu thun haben, als wenn der Prinz davon würklich unterrichtet wäre.

So wie die Königin nach Kleminens Aussage ihr gesagt, es solle dieß erst ein Beweis seyn, wie der Prinz sich gegen sie betrüge, so hatte Klemine dem Prinzen das alles wieder erzählt, und ihn gestimmt, in diese Komödie zu willigen, um Uranien sich dadurch gefällig zu machen.

Nach dieser Variante wußten also alle drey, es sollte eine Komödie seyn, nur wußte Uranie nicht anders, als sie würde dem Prinzen gespielt, und der Prinz nicht anders, als er und Klemine spielten sie der Königin. Die Hauptperson des Spiels war gewiß am unschuldigsten dabey, denn sie spielte, weil man es haben wollte, und sie dafür bezahlt wurde. Nach dieser Variante lachte der Prinz mit Kleminen über die Kinderey der Königin, und diese und Klemine über des Prinzen Leichtglaubigkeit.

Nachdem aber die Komödie zur Untersuchung kam, erhob sich die zweyte Variante, die darin bestand, daß Uranie weder von einer gespielten Komödie, noch von einem gegebenen Auftrage, noch von einer gesehenen Amarene, noch von einem hintergangenen Prinzen etwas wissen, noch sich erinnern konnte, Kleminen überhaupt zu kennen oder je mit ihr gesprochen zu haben.

Die dritte Variante endlich war die des Prinzen, der von der Einstimmung mit Kleminen nichts wußte, der wieder durchaus die Königin selbst gesehen

sehen haben, und wenn er sie nicht gesehen hätte, von Kleminen betrogen seyn wollte.

Auf Kleminen blieb denn auch alles sitzen. Sie mußte von der Königin gelogen, sie mußte vom Prinzen gelogen haben, sie mußte die Betrügerin seyn, die beyden einen blauen Dunst vorgemacht, oder besser gesagt, dem Prinzen einen blauen Dunst vorgemacht, und der Königin Namen und Ansehen gemißbraucht hatte.

Aber Leser, Sardanapaler, oder wer du auch seyn magst, stell dir einmal den Prinzen Honorus bey dieser Gelegenheit vor die Augen. Bilde dir einmal ein, daß du an seiner Stelle wärest, daß du mit allen Gebräuchen, mit jeder Sitte des Sardanapalischen Hofes bekannt, jetzt mit Uranien reden solltest, entweder mit ihr reden dürftest, oder nicht dürftest.

Angenommen, du dürftest, würdest du wohl entweder von einer Leidenschaft gegen sie beseelt, oder von wahrer Ehrfurcht und Hochachtung angefeuert, entweder in der Lage ihr ein gethanes Unrecht abzubitten, oder in der, sie durch Ergebenheit für dich einzunehmen, würdest du dich

wohl mit einem einzigen Worte haben begnügen lassen ?

Noch mehr, würde die Kenntniß, die du von Uranien hattest, das dir so bekannte Gesicht, die dir so bekannte Sprache, jedes ihr eigene Wesen, sich so ganz aus deiner Seele verlohren haben, daß du eine ganz fremde Person für sie angesehen, deren schiefes Wesen ohne Anstand du beym ersten Anblick erkennen, und dich vom Betruge überzeugt, beklagen müssen?

Aber auch angenommen, du durftest nicht — und die Sache war insgeheim, sollte, eine Klemine die es weißgemacht, geheim seyn, sollten da nicht alle Anstalten gemacht worden seyn, die Unterredung zu decken? Oder wenn, den äußersten so ganz unwahrscheinlichen Fall angenommen, man dich durch die Anmeldung zweyer Damen schrecken wollen, solltest du thörigt genug gewesen seyn, mit einem solchen Spiel zufrieden zu seyn, solltest du Amarenen würklich für die Königin gehalten, solltest du den Paar Worten die so glückliche Wendung gegeben haben, die sie haben mußten, wenn du das ganze Werk nun geendet, dich in Uraniens

Gnade wieder eingesetzt glaubtest? Sollte das alles, lege die Hand aufs Herz, o Prinz! so seyn?

Der Prinz Honorus mußte doch wohl, wenn er eine Zusammenkunft mit Uranien von Kleminen verlangte, etwas wichtigers, als die zwey Worte von ihr zu hören, mit ihr abzuthun haben, und konnte er das itzt der Störung wegen nicht abthun, so mußte er doch wohl Wiederholung verlangen. Hätte der Prinz nicht auf eine Unterredung gedrungen, so hätte Klemine dieses gefährlichen Spaßes nicht bedurft.

So wie die Sache also abgethan seyn soll, so war sie gewiß nicht. Entweder war die Königin im Spiel, und läugnete, oder der Prinz war im Spiel gewesen, und läugnete, oder es waren ganz andere Dinge verabredet, und Amarenen in den Mund gelegt worden, die diese nicht ausgesagt.

Amarene soll dumm und einfältig gewesen seyn. Darin kommen so ziemlich alle Varianten überein. Allein, wenn das Spiel nicht gerade so war, wie Klemine es erzählt, wenn nicht alles, was mitspielte, darauf vorbereitet war, so konnte eine dumme Person gerade nicht diejenige seyn, die

die Rolle spielte, eine dumme Person konnte einen Mann wie den Prinz Honorus nicht betrügen. Der Prinz wußte darum — angenommen nach diesem — so mußte die Königin auch darum wissen, denn sonst war die Sache wieder ohne Zweck, wie wir unten sehen werden.

Amarene behauptet, man habe sie aufgefordert, die Person der Königin zu spielen, einem Herrn einige Worte zu sagen, ihm einen Brief zu übergeben. Das hat sie gethan, theils weil man ihr eine große Belohnung, von Seiten Kleminens eine bestimmte, von Seiten der Königin eine unbestimmte versprochen.

Sie will sich aber weder des Herrn noch anderer Umstände erinnern, die dabey vorgefallen sind. Sie bleibt bey den wenigen Worten stehen, die sie gesagt. Sie behauptet von der bestimmten Summe nicht das Drittheil, von der unbestimmten gar nichts erhalten zu haben. Man hat sie verachtet, da sie nicht mehr zu brauchen war, das hat sie gekränkt, und sie ist fortgegangen.

Amarene hat also fast alles vergessen, was sie gethan, nur das nicht, was zur Beschuldigung

Kleminens und ihres Mannes gehört, sie hat den Herrn gar nicht ins Auge gefaßt, den sie gesprochen. Sie hat sich gegen keinen Menschen beklagt, daß man ihr nicht das bestimmte versprochene ausgezahlt, sie hat genommen, was man ihr gab, und war zufrieden, wenigstens still.

Aber ihre Einfalt war auch Schuld daran. Einfältig und dumm, das paßt ja dazu. Aber paßt denn einfältig und dumm auch dazu, daß sie im höchsten Grade verschwiegen war, paßt es auch dazu, daß sie sich den Namen und der Königin Verbindlichkeit gegen sie, nie entschlüpfen ließ? Dummheit und Einfalt pflegt sonst mit vieler Bosheit verbunden zu seyn, aber Amarene war auch nicht ein bischen boshaft. Sie ertrug das unanständige Betragen Kleminens und ihres Mannes geduldig, sie büßte geduldig das versprochene Geld ein, sie entsagte geduldig der unbestimmten Belohnung der Königin. Sie reißte ohne Bosheit in Armuth und Schande ab.

Dummes, einfältiges, und doch so gutmüthiges Geschöpf!

Aber

Aber Klemine war doch nicht dumm und einfältig. Und wenn die Königin nicht mit im Spiel war, und wenn der Prinz nicht darum wußte, und wenn das alles Betrügerey von Kleminen war, dann war es doch wohl gewiß erzdumm, dem guten Herzen der Amarene so viel zuzutrauen, daß sie den Hunger lieber ertragen, als reden würde.

Und wenn die Umstände so waren, und sie redete, denn war doch wohl Kleminens ganze Sache offenbar. Wenn Königin und Prinz betrogen waren, so durfte doch wohl nur gelallt werden, und sie war die Ueberwiesene. Diese ganze so übermenschlich fein angelegte Intrigue wäre also bey einem so unsinnigen Reichthum, als Klemine durch den Betrug besaß, um Kleinigkeiten der Art, wie Amarene erforderte, dem Verrathe Preis gegeben worden? Klemine hätte nicht an irgend jemanden Hinterhalt gehabt, daß sie diese Amarene verlassen können?

Das mache man weiß, wem man wolle, wir lassen uns nicht blenden.

Amarene war die Betrogne, die Königin die Betrogne, der Prinz der Betrogne, Klemine die

Betrügerin. Das sagt das Gericht. Doch so weit sind wir ja noch nicht. Mit Amarenen aber können wir enden. Sie wird frey gesprochen, erhält aber keine Genugthuung, erhält keinen Ersatz. Verbindlichkeit von Seiten Uraniens ist eingeräumt, denn sie diente Uranien, nicht Kleminen. Man giebt das zu, und doch gesteht man ihr keine Belohnung von Seiten Uraniens zu. Könige sollten doch wohl die Armen schadlos halten, die auf ihren Namen betrogen werden.

Ehre, Ruf, Glück Amarenens sind dahin — Doch immer um Uraniens willen dahin, Qualen des Gefängnisses, Schande vor der ganzen Welt hat sie um einer Königin willen erduldet. Nichts kann ihr das ersetzen. Als Bettlerin kommt sie aus dem Gefängnisse, mag sehen, wie sie sich forthilft.

War sie würklich in nichts mehr schuldig, ihr Richter! so gebt ihr wieder, was sie verlohr. War sie in mehr schuldig, o so gereicht es ja Uranien, so gereichts dem Prinzen zur Vertheidigung. Macht es doch bekannt — haltet nicht

hin-

hinter dem Berge! Fürchtet doch nicht, Gerechtigkeit laut werden zu lassen!

Oder ist an einer Person nichts gelegen, die nicht Geburt, nicht Stand, nicht Vermögen aufzuweisen hat, die vielleicht einst genothdrungen war, ihre Tugend Preis zu geben — vielleicht ist nur in eurer Residenz das ganz allein der Fall — die euch freylich, und wohl keinem Menschen weiter schaden wird, denn Hunger und Elend werden sie bald zum Gerippe machen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Der Herr Pastor tritt einmal wieder auf, und die Leser, die ihn nicht hören wollen, können indessen ausruhen.

„Sapperment,“ sagte der Pastor, und legte die Pfeife aus dem Munde weg — „das wird mir interessant.“ Er blickte auf und sahe eine Thräne in seiner Gattin Auge.

„Das arme Mädchen dauert mich. Lebte ich „im Sirius, ich hätte sie aufnehmen, ich hätte ihr „Schutz seyn wollen. Wer weiß ob in der großen „Königsstadt, wer weiß, ob sich jemand gefunden „hat, der ihr Elend zu mildern gesucht, der ihr „einige Unterstützung gegeben. Wer weiß ob des „Autors Prophezeyung nicht eingetroffen, und Hun„ger und Elend sie zum Gerippe gemacht! O wä„re ich in dem Augenblick Uranie gewesen, wie hätte „ich sie versorgen wollen!“

So

So sprach die edle Pastorin, und ihr Gatte küßte sie davor. „Zwar," fuhr er fort, „weiß ich noch aus der Sache nicht recht klug zu werden, und erwarte über dieß und jenes Aufklärung, hoffe sie auch gewiß zu finden, da der Verfasser mir billig und menschlich zu seyn scheint. Allein ich fürchte sehr, daß Uranie mir noch verdächtiger erscheinen wird, als sie ihrem Apologisten vorkömmt."

„Ich hätte nicht geglaubt, daß meine Menschensprache mir noch so reichliche Nahrung für meinen Geist gewähren könnte. Außer der Ueberzeugung, daß der Sirius bewohnt ist, lehrt sie mich nun auch, daß der Mensch überall einerley Gottesgeschöpf ist, daß er mit Schwachheiten zur Welt kömmt, er mag im Sirius oder auf unsrer Erde gebohren werden, daß er diesen Schwachheiten nachhängt und von ihnen sich mehr lenken läßt, als vom guten Keime in ihm."

„Und liebes Männchen," sagte seine Gattin, „was willst du denn eigentlich mit deiner Menschensprache? Ich habe dich schon davon so viel reden hören, und noch keinen Begriff erhalten."

„Ich werde dir,“ sagte der Pastor, „auch eben keinen vollständigen Begriff davon zu geben im Stande seyn. Aber wenigstens will ich dich ein wenig in meine Ideen introduziren. Die Sprache der Menschen nenne ich die Sprache, die die Menschen reden würden, wenn sie keine Lehrmeister in den Sprachen hätten, die sie nach ihren Bedürfnissen einrichten würden, die sie gesprochen haben müßten, ehe sie so weit kamen, daß sie die Natur meistern wollten.“

„Diese Sprache richtet sich nach den Empfindungen der Menschen. Für Leben und Todtseyn läßt sich aber bey jedem Menschen nur einerley Empfindung denken, folglich auch nur einerley Ausdruck. Wenn daher die Menschen nicht von Jugend auf an andere Töne gewöhnt würden, sondern in sich die Töne sich abstrahiren müßten, die für diese oder jene Empfindungen in ihnen erwüchsen, so würden alle nur einen Ton angeben, der Leben und Tod anzeigte. Wenn alle diesen Ton annähmen, so würden alle Menschen nur eine Sprache haben, und das wäre die Sprache der Menschen.“

„Wie ich sehe, so ist meine Idee nicht so dumm gewesen, denn auf dem Sirius spricht man diese Sprache allgemein, wie der Autor ziemlich deutlich zu erkennen giebt, indem er mehrerer Sprachen nicht Erwähnung thut, und wenigstens spricht man sie doch in einem Theile des Sirius, und das ist ein untrügliches Zeichen, daß sie existirt.“

„Unsre vielerley Sprachen auf der Erde dienen uns zu nichts weiter als zum Aufenthalt unsrer Kenntnisse und Verlängerung unsers Wissens. Könnten wir die Zeit, die wir auf Sprachen wenden müssen, auf Wissenschaften wenden, wie viel schneller würden wir vorwärts rücken, wie viel mehr würden wir entdecken! Siehst du nun ohngefehr ein, was ich sagen will?“

Die Pastorin bejahete jetzt einen kleinen Begriff von dem zu haben, daß Sprache der Menschen existire, nicht aber was sie sey.

Der Pastor wollte sich mit ihr hierüber nicht einlassen, weil er behauptete, die Sache wäre zu weitläuftig abzuhandeln; indessen gab er ihr zu verstehen, daß er in der Sprache der Menschen die meiste Aehnlichkeit mit der teutschen Sprache gefunden,

funden, weil in dieser die meisten natürlichen Töne lägen.

Die Frau Pastorin machte ihm freylich die sehr feine und unerwartete Einwendung, warum er denn so lange über die Entziffrung des Manuscripts zugebracht, wenn es mit seiner eignen Muttersprache so viel Aehnlichkeit hätte. Er wußte sich aber herauszuwickeln, indem er sagte: Menschensprache und Menschenschrift sey sehr von einander unterschieden, und da die letztere mehr in Bildern bestünde, so werde sie auch sehr viel schwerer, womit seine Gattin sich begnügte.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Auch die Bauern lassen sich einmal wieder sehen.

Der Herr Kulpel und der Herr Querz, die beyden rüstigen Könige des Pfluges waren nicht ganz gemeine Bauern. Sie hatten außer einem ziemlich bequemen Leben auch noch eine ganz artige Portion Menschenverstand. Sie wollten doch, da sie verschiedene mal privatim über ihren Fund sich besprochen, nun auch einmal von ihrem Herrn Pastor hören, ob er denn etwa Weisheit daraus geschöpft, oder ob es nicht der Mühe werth gewesen, daß sie sich zu ihm bemühet.

Sie traten gerade am Morgen nach dem Abend ein, da erwähntes Gespräch mit seiner Frau vorgefallen war, wie denn des Pastoris Tagebuch das beweiset.

Eben saß der Pastor über dem Manuscripte und übersetzte. Begieriger als er auf die Fortsetzung der Geschichte des Diadems war, konnte wohl nicht leicht jemand seyn, und wären ihm die Bauern ungelegen gekommen, so hätte man es ihm nicht verargen können. Allein er ereiferte sich keineswe- ges. Seine Pflichten waren ihm zu gut bekannt, als daß er ihnen nicht seine Neugierde hätte opfern sollen, eine Eigenschaft, die wohl nicht jeder Seel- sorger haben möchte, die aber doch jedem sehr an- zuempfehlen wäre, der sich innerlich darüber küm- mert, wenn man ihn vom teutschen Solo zu einem Kranken abruft.

Ueberdem hatte ja der Pastor diesen guten Leu- ten alles zu verdanken, seine so häufige Freude, seine Kenntniß der Menschensprache, all die Selig- keiten, die er durch dieses Manuscript genoß.

Er legte also freundlich und gut seine Feder nie- der, und hieß sie setzen.

Kulpel und Querz thaten das, freuten sich, ihn eben bey der Arbeit anzutreffen, und sagten, wenn es nicht zu kühn wäre zu fragen, und nicht über

ihren Horizont gienge, so wünschten sie wohl zu wissen, was das Manuscript enthielte.

Nach einer langen Vorrede, die die Bauern weit mehr angieng, als sie unsre Leser interessiren würde, und die von der Sonderbarkeit der Schicksale auf dem Erdboden handelte, betheurete der Pastor, daß er ihnen die jetzige Eröffnung nicht machen würde, wenn er nicht überzeugt wäre, daß sie einen besondern ausgezeichneten Verstand hätten, und das nicht zu mißbrauchen im Stande wären, wie vielleicht ihre Mitbürger thun würden.

Wir müssen unsre Leser nun aber auch aus einem Irthum reißen, in dem sie vielleicht seyn und glauben möchten, wir widersprächen jetzt dem, was wir erst von den Bauern angeführt. Wenn wir von Bauern sprechen, so nehmen wir sie immer als solche, nicht als gelehrte an. Und es kann doch beym schlichten Menschenverstande sehr gut bestehen, daß der Bauer sich nicht gern mit Hexenwesen abgiebt; sehr gut bestehen, daß er ein Kreutz schlägt; sehr gut bestehen, daß er das Maul bey Neuigkeiten aufsperrt.

Auch

Auch jetzt war diese Gestikulation wieder gegenwärtig. Auch jetzt sahen sie das Buch an, wie die Kuh das neue Thor, und sie hätten jeden einen Narren gescholten, der ihnen gesagt, das Buch wäre aus einem Stern herabgefallen, wenn es nicht ihr Pastor gewesen wäre. Dem aber glaubten sie es auf sein Wort. Heilige Ehrfurcht überfiel sie, und wenn er das Buch ihnen hingehalten hätte, sie hätten es geküßt.

Der Pastor merkte die großen Ideen, die sie sich machten, und brachte sie davon zurück. Es giebt Revolutionen mit andern Planeten, und unsrer Erde, die wir uns nicht zu erklären wissen, auch nie erklären können, weil wir mit dem Planetensystem noch zu wenig in Harmonie sind.

Das Buch ist gewiß natürlich zu uns gekommen. Es ist in einer Sprache geschrieben, die ich schon lange als eine Menschensprache gekannt habe, als eine solche für die beste gehalten, und nun finde, daß sie im Sirius wirklich gangbar ist. Die Begebenheiten, doch, ich kann euch etwas erzehlen.

Der Pastor erzehlte ihnen jetzt das, was ihnen zu wissen dienlich war, und was sie ohne in ihren

Ideen irre zu werden, wissen durften, und die Bauern meinten, dergleichen passirte auch wohl auf unsrer Erde. Ohne irgend etwas wunderbares darunter zu denken, glaubten sie, daß man wohl vom Sirius zur Erde kommen könnte, wenn das Schicksal es so über einen beschlossen hätte. Sie dankten ihrem Seelsorger, und giengen.

Der Pastor setzte sich gelassen an seine Arbeit, und wie er seinen Partikel übersetzt hatte, las er.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Verfolg der Geschichte des Diadems.

Amarenen haben wir zu Grabe geleitet, und mit ihr entweder die unterdrückte Unschuld, oder die nichtbestrafte Theilnehmerin an einem Verbrechen. Wir gehen in der Untersuchung der Wahrheit weiter. Wir haben oben gesagt, der Prinz habe müssen darum wissen, daß Amarene die Person der Köni-

gin spiele, weil er sonst nicht so dumm gewesen seyn würde, sie für Uranien zu halten; und haben gesagt, wenn er darum wußte, so wußte die Königin auch darum.

Aus welchen Gründen aber? Weil, wenn der Prinz wußte, er sollte hintergangen werden, er mit der Königin schon so weit stehen mußte, daß sie es unternahm, ihn auf eine solche Probe zu stellen, weil er wenigstens schriftlich von ihr selbst Beglaubigungen haben mußte, daß sie wohl so weit gehen könnte, ihn sprechen zu wollen, und durch eine andere ihn zu prüfen.

Wir wollen hören was der ganze Umgang Kleminens und des Prinzen, in Ansehung der Königin verdächtiges hat. Außer der Verfälschung der Person Uraniens giebts noch manches.

Es existirten dabey falsche Briefe, Schriften von Uranien; es existirte ein blindes Zutrauen des Prinzen zur Klemine; es existirten Geldsummen, die Klemine und die ihrigen verthaten.

Aber ehe dieses alles existirte, da existirte doch wahrscheinlich eine Bekanntschaft des Prinzen mit der Königin, die in Sybaritien angehoben, die in

Sardanapalien, wenn nicht privatim, doch öffentlich fortgesetzt war. Der Prinz war doch wohl nicht vom Hofe verbannt, wo er täglich die Königin sahe, so genau mit ihrem Ansehen bekannt seyn mußte, wie mit ihrer Stimme, denn er hörte sie doch wohl sprechen, wenn sie auch nicht mit ihm sprach, und die Stimme einer Königin, auf die alles hört, alles horcht, ist doch wohl nicht so unbekannt, daß man eine andre dafür halten kann.

Aber es läßt sich nicht einmal denken, daß der Prinz Honorus nicht mit der Handschrift der Königin bekannt gewesen seyn sollte. Sollte er nicht schon in Sybaritien Gelegenheit gehabt haben, sie zu sehen. Er gieng mit Triptemisien vertraut um, er war Sevinaldus Liebling. Nie wäre Uraniens Hand da vorgekommen?

Noch mehr, er hatte die Gelder an Nothleidende auszutheilen, und die Königin unterstützte oft Nothleidende. Sollte nicht ein Aufsatz, ein Billetchen von ihr ihm ohngefehr in die Hände gekommen seyn? Sollte er nie bey irgend einer ihrer Bekanntinnen, wo er doch auch bekannt, gleich-

gültige schriftliche Nachrichten von ihr gesehen haben?

Doch das alles auch angenommen und zugegeben, sollte er nicht gesucht haben, die wahre Handschrift der Königin zu sehen zu bekommen, da von dem Diadem die Rede war? Oder noch mehr, sollte ihm nicht eine Furcht angekommen seyn, da Uranie weder das Diadem blicken ließ, noch auch im geringsten sich anders gegen ihn bezeigte. Sollte er in seiner Dummheit so weit gegangen seyn, zu glauben, sie trage das alles in sich?

Hiervon noch etwas mehr. Wer wird es für möglich halten, daß der Prinz und die Königin nicht mit einander am Hofe gesprochen, aus Etikette mit einander gesprochen. Das Amt welches er bekleidete, und sein Stand erforderten das.

Wenn nun aber Uranie von Kleminen nichts wußte, wenn diese Person ihr gar nicht bekannt, nichts von dem bekannt war, was sie mit dem Prinzen verhandelt, und das dieß wahr ist, giebt ja selbst jener Vertheidiger Uraniens mit den fast pöbelhaften Ausdrücken zu, so konnte sie doch auch in ihrem

rem Betragen gegen den Prinzen gar nichts verändern.

Nicht verändert also fand er sie, wie Klemine ihm die erste Nachricht brachte; nicht verändert nach der gespielten Komödie; nicht verändert nach den sogenannten übersandten über eine Tonne Goldes werthen Summen; nicht verändert nach dem erhaltnen Diadem, immer in der nehmlichen kalten Laune, immer in der nehmlichen zugeschnittnen Höflichkeit — kein Blick anders, keine Miene anders — und das wollte ihm alles keinen Verdacht rege machen, er hoffte an ein Wunder also, daß das alles sich ändern sollte?

O Sardanapaler! o Menschen, die ihr dieß leset, o du Schriftsteller ohne gleichen, der du mit der Stockblindheit eines Mannes, wie der Prinz ist, das alles zu entschuldigen denkst, der du ihn so ganz, als wärens Pappenstiele, Tonnen Goldes verschenken läßt, der du ihn über Millionen nicht einmal eine Frage thun läßt, oder doch eine kahle Frage, die ein Nein, aus der dritten Hand niederschlägt; bedenkt doch alle, daß ein Glaube dazu ge-

hört, wie er auf keinem Planeten existiren kann, um hier zu glauben!

Es ist doch sonst die Mode an Höfen, daß man von dem, was einem selbst angeht, nur das glaubt, was man sucht, wenn man auch entsetzlich leichtgläubig, in Ansehung dessen wäre, was andere zu ihrem Schaden betrifft. Der Prinz mußte glauben, daß Klemine mit der Königin in einem genauen Verhältnisse stünde, deßwegen schenkte er ihr sein Zutrauen. Das gesteht auch unser glaubwürdiger Autor, der alles so gern aktenmäßig belegen will, und allenthalben hinkt und anstößt. Er sagt ferner, daß sie damit gegen andre geprahlt, und daß dieser andern nicht wenig gewesen.

Und unter diesen nicht wenigen wäre nicht einer gewesen, der dem Prinzen gesagt hätte, er werde betrogen. Seine Vertraulichkeit mit Kleminen war doch wohl bekannt genug, bekannt genug, daß er um der Königin willen, mit ihr vertraut umgieng. Und doch kannte sie die Königin gar nicht, und den Betrug merkte niemand, entdeckte ihm niemand?

Doch

Doch ja, einer seiner Bekannten, auch ein seyn-sollender oder ein seyender Betrüger, dem er sich preisgegeben, hat ihn einmal gewarnt, und gerathen von dem Weibe abzulassen.

Und der Rath hat bey so außerordentlichen Gründen ihn doch nicht aufmerksam gemacht? Nun so sey denn seine Blindheit gewesen, wie ägyptische Finsterniß!

Der Prinz, der so oft am Hofe war, Freyheit hatte mit jedem vom Hofe zu sprechen, neugierig genannt wird auf alles, was nur wißbar selbst in einiger Entferuung war, der Prinz hätte sich gar im geringsten nicht um Kleminen bekümmern sollen, deren Gekanntseyn oder Nichtgekanntseyn von Uranien für ihn so wichtig war? Hätte nicht einmal für ein gutes Werk, oder wo doch alles feil ist, für Geld zu seiner Beruhigung erfahren können, wie die Sache zusammen gehangen, wenn er von Uranien nichts als leere mündliche oder falsche schriftliche Nachrichten erhalten, ohne einmal durch einen Blick sie bestätigt zu sehen?

Und Klemine wäre Tage lang in der Nähe der Königin geblieben, ohne ein Recht dazu zu haben,

um glauben zu lassen, sie habe mit der Königin Umgang? Habe in Antichambern die Sollicitantin gespielt, um den Leuten weis zu machen, sie sey mehr als Sollicitantin? Und an einem Hofe wie der Sardanapalische wäre sie nicht zum Bonmot geworden? Oder sie war es vielleicht? Und das wäre nicht zu den Ohren des Prinzen gekommen, um dessen willen sie es war?

Nein, Freund Autor, und ihr, die ihr an ihn glaubt, so grobe Betrügereyen führt man am Sardanapalischen Hofe schlechterdings nicht aus, wenn man nicht Stand und Geld hat. Und, mein Herr Autor, Kleminens kläglich aufgesuchter Stand soll ja sogar nichts seyn, und zum Bettelvolke gehörte sie.

Dreyßigstes Kapitel.

Noch tiefere Verwirrungen in der Geschichte.

Aber Klemine hatte auch Helfershelfer bey der Sache gehabt, denn wie kann man eine solche Betrügerey allein ausführen. Amarene war nicht die einzige gewesen, die ihr beygestanden, und sich nicht einmal, aus Großmuth nicht einmal gemeldet hatte, da man sie um die versprochene Belohnung betrogen. Klemine dachte auch nicht daran, daß, wenn sie sich meldete, sie verloren wäre, wie wir schon oben gesagt, und wiederholen, weil die Fälle wieder eintreten.

Da sollte ein gewisser Feder, der in der That ein geschickter Mann seyn mußte, sowohl die falschen Briefe der Königin, als die Unterschrift des Diadem-Handels wegen gemacht haben; und auch diesem trauete Klemine, wie wir sehen werden,

wenn wir vorher ein Wort von den Handschriften werden gesprochen haben.

Freylich mußten diese Handschriften wohl egal seyn, denn mit den Briefen war ja der Prinz betrogen, und mit den Unterschriften mußte er so auch betrogen werden. Wären es zweyerley Hände gewesen, so war gleich alles entdeckt. Aber die Verkäufer des Diadems?

Ja, die Verkäufer des Diadems brauchten nun wohl eben die Hand der Königin nicht zu kennen, das ist richtig. Und wenn der Handel so gerade zu in der Geschwindigkeit gemacht worden wäre, so würden wir die Herren wohl aus dem Spiele lassen müssen.

Allein die Sache hatte und bekam Schwierigkeiten, und das durch Kleminen selbst.

Es scheint, und selbst der aktenreiche Autor hat das nicht auseinanderzusetzen vermocht, daß Kleminen die Unterschrift der Königin bey der Sache unumgänglich nothwendig gewesen wäre, und höchstens kann er diesen wirklich schwierigen Punkt mit nichts anderm entschuldigen, als daß Klemine geglaubt, wenn der Name Uraniens dabey, der

Prinz sich nicht rühren würde, und das wäre die beste Schutzwehr gegen Entdeckungen.

Allein Klemine gab sich ja in demselben Augenblick einem weit gefährlichern Manne als dem Prinzen, dem Jeder in die Hände, der zu jeder Zeit und Stunde sie verrathen, und eine ewige Zwickmühle an ihn haben müßte.

Die Herren Verkäufer wandten sich auch an Kleminen, oder wurden durch einen ihrer Unterhändler an dieselbe gewiesen. Und dieser Unterhändler, in Parenthesi, war schon wieder ein Mann, dem sie sich zum Theil anvertrauen mußte. Sie wandten sich aber doch wirklich an sie. Hielten sie sie nun für eine wichtige Person? Sie waren doch beym Besitz eines solchen Diadems nicht unwichtige Personen. Sie hatten auf jeden Fall Bekanntschaften bey Hofe. Sollten sie nicht neugierig gewesen seyn, zu wissen, in wie fern die Dame Einfluß hätte, die ein solch Diadem ihnen unterbringen wollte.

Der Prinz wollte es handeln, und entweder die Verkäufer setzten kein Zutrauen in ihm, oder Klemine hatte verhindert, daß sie es in ihn setzten.

Sie

Sie rieth ihnen Vorsicht. Ihre Vorsicht sollte Sicherheit seyn. Der Königin Name war ihnen Sicherheit.

Und die Dame, die Uranie gar nicht kennen wollte, kannten die Herren Verkäufer, die auch nicht von der Straße aufgelesen waren, als eine Dame, die bey der Königin Einfluß hatte, bedankten sich bey ihr. Niemand hatte ihnen einen entgegengesetzten Argwohn beygebracht. Ein Mann, dem sie die halbe Summe des Diadems Werths schuldig waren, sahe auch die Unterschrift. Auch er faßte weder Argwohn, noch erkundigte er sich nach Kleminen, und er machte doch Geschäffte bey Hofe.

Wir erinnern hier noch, daß der aktenmäßige Vertheidiger Uraniens erinnert, jedermann wisse — noch dazu setzt er der ganze Sirius wisse, wie sich die Königin schreibe, und wie sie zu unterschreiben pflege. Weiß es aber der ganze Sirius, so wußte es der Prinz, so wußten es die Verkäufer, und so konnten sie gar nicht hintergangen werden.

Freylich sucht sich dieser Autor an einem andern Orte herauszuwickeln, und sagt, das unbegränz-

gränzte Zutrauen, und die verdachtlose Handlung, hätte sie das übersehen lassen, allein das ist hier gar nicht der mögliche Fall, oder die Blindheit war über alle gekommen. Wissen, so unterschreibt sich die Königin, sehen — doch erst was sie sahen.

Jeder hatte die Schrift der Königin nicht etwa nachgemacht, sondern es war seine von seiner übrigen Schreibart gar nicht unterschiedene Hand — also eine Manneshand —

Sie sahen also diese Manneshand, und hielten sie für die Hand der Königin, ohne zu wissen, ob Uranie auch eine Männshand schriebe. Das sahen 8 Augen, und kannten sie nicht — und forschten nicht — und — wußten von nichts?

Wissentlich war von diesem Jeder die Unterschrift gemacht worden, daß ein Handel für die Königin dadurch geschlossen würde — mit der Bedingung gemacht worden, daß sie ihm zurück gegeben würde, in einigen Tagen zurück gegeben werden sollte, und doch hatte er sich in der ganzen Zeit bis zu seinem Weggehen nicht, wenigstens nicht wesentlich darum bekümmert, nicht ängstlich gethan, hatte nicht geforschet, was denn eigentlich

damit vorgegangen, ließ sich auch gefallen, eine Reise anzutreten, die er vorhatte, nahm einen Vorschuß von Kleminen, reißte sehr langsam ab, blieb so lange in Sardanapalien, bis er hörte, der Prinz Honorus und Klemine wären in Verhaft. Da erst kam ihm ein Schreck wegen seiner gefertigten Schriften an, da erst ließ er sichs einfallen, Sardanapalien zu verlassen, weil er sie noch nicht zurück hatte.

Entweder war Feder auch ganz unschuldig, oder alle seine Aussagen waren falsch. In einem Falle wurde er zu hart, im andern zu schwach bestraft. Der Prinz beschuldigte ihn äusserst, doch ward er nur des Landes verwiesen.

Mußte man vielleicht ihn los zu werden suchen, weil man furchte, er mögte zu viel reden?

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Der aber am meisten schmaußt, kömmt am besten weg.

Klemine war verheyrathet. Herr Klemens, ihr Ehegatte, hatte Kopf genug, allen ihren Unternehmungen nicht im Wege zu seyn, allein auch Kopf genug, sich so wenig als möglich, und nur dahinein zu mischen, wo die Hülfe unumgänglich nöthig war, um die Sache nicht ins Stecken gerathen zu lassen. Das war zum Beyspiel der Fall, wie Anagrene erfordert wurde, wozu Herr Klemens das meiste beytrug.

Uebrigens lebte er, so gut sichs wollte thun lassen, und half redlich verschmausen, was seine Frau erworben, habe sie es nun erworben auf welche Art sie wolle.

Daß er bey der Verhaftnehmung Kleminens nicht mit verhaftet wurde, kam jedermann wunder-

derbar vor, und man meinte allgemein, man müsse ihn mit Fleiß haben entwischen lassen. Vielleicht wußte er mehr, als man gern wissen wollte.

Warum ein so kühnes Urtheil? Hier sind die Gründe:

Herr Klemens war gleich nach der Eroberung des Diadems mit einer ansehnlichen Menge Kostbarkeiten, von welchen man vermuthen wollte, aber nicht gleich bewiesen hat, daß sie Theile des Diadems sind, obgleich Klemine es selbst behauptet, deren Zeugniß man erst verwarf, mit einem ansehnlichen Vorrath also von Kostbarkeiten nach Klugmoisia, einem schönen Lande gegangen, welches eigentlich ein antagonistisches Land für Sardanapalien war.

Hier hatte Herr Klemens als ein großer Herr sich aufgeführt, hatte viel Staat gemacht, viel Kostbarkeiten verkauft — und man konnte wohl berechnen, daß er den 6ten Theil des Werths des Diadems veräußert. Er war sogar einmahl in den Verdacht gekommen, daß sie auf eine unerlaubte Art in seine Hände gekommen, und hatte deswegen einige Lehren und Ermahnungen erhalten. Er

kehr-

kehrte von dieser Reise statt der Kostbarkeiten mit Gelde beladen zurück, und bald hernach begab sich jene Inhaftirung, bey welcher er durchschlüpfte.

Er gieng wieder nach Klugmoisien, woher er gekommen war, und wo er noch ziemlich ansehnliche Theile seiner Kostbarkeiten gelassen hatte. Dort that er nichts weniger als stille leben. Er lebte öffentlich und laut genug, um von sich hören zu lassen.

Wenn man so fest überzeugt war, daß seine Gattin die Spitzbübin war, so war doch sein Zeugniß wohl ziemlich nothwendig, und wenn sein Zeugniß nothwendig war, so war ihm doch in Klugmoisien so gut wie in Sardanapalien beyzukommen.

Die Klugmoisianer haben ja Gesetze, und bessere Gesetze, als die Sardanapaler. Wie sollte man denn auf Requisition versagt haben, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen, besonders da Sardanapalien und Klugmoisien damals in keinem Kriege begriffen waren. Wie konnte man den Mann einer Frau frey herum gehen und laut sagen lassen, man thäte seiner Gattin zu viel, indessen er von dem, was sie geraubt haben sollte, und nach dem Urtheilsspruche geraubt hatte, einen großen

Theil durchbrachte, und sich nichts anfechten ließ.

Wie konnte man so blind gegen alles alltägliche Verfahren der Gerechtigkeit seyn, nicht einen von den Verkäufern des Diadems nach Klugmeisien zu schicken, und untersuchen zu lassen, ob die dort verkauften Kostbarkeiten ein Theil, und zwar der beßre Theil desselben wären, um statt der Muthmaßungen, und statt des Glaubens, daß es das sey, Gewißheit und Ueberzeugung zu haben?

Aber es ist gewiß, wir werden das alles unten in ein System fassen. Es ist gewiß, man war froh, die Personen, die man nicht verhören mußte, nicht verhören zu dürfen. Man war froh, seine Verhöre so einrichten zu können, daß man dabey bestehen konnte.

Hat man es jemahls in dem Laufe einer Kriminalsache, und einer Kriminalsache von der Wichtigkeit, da sie die Königin des Landes betraf, und diese Königin von den Theilnehmenden gravirt wurde, erhört, daß man die wichtigsten, die Theilnehmer, Unterhändler, Verprasser der ersten Größe laufen ließ, von ihnen keine Erkundigung einziehen

woll-

wollte, oder sich nur heimlicher, der Gerechtigkeit nur in äusserst kritischen Fällen zustehenden Mittel bediente, sie zu erhalten.

Und dieser kritische Fall fand bey dem Herrn Klemens keinesweges statt. Er konnte offenbar von jeder Landes-Obrigkeit reklamirt werden. Keine würde ihn versagt haben. So gut die Verfertiger fremder Landespapiere in andern Ländern aufgehoben, und um gestraft zu werden, ausgeliefert wurden, eben so gut konnte man den Betrüger eines Diadems, den Zerstörer desselben, den Verschwender seiner Kostbarkeiten, aufheben lassen.

Dieser unterlassene Schritt gravirte alles, was in der Sache Richter war, oder zu den Richtern sich gesellen mußte, sehr. Doch sie gravirten sich noch weit stärker.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Vom Aufenthalte des Prinzen Honorus und Kleminens.

In der Residenz des Landes Sardanapalien, in diesem Abgrunde der Laster, in dieser Hölle der Unthaten, erhob sich ein zwar für jetzt stummer, aber für Zukunft und Ewigkeit schrecklich redender Zeuge dieser Unthaten.

Ein Schloß gebauet, einst den ruhigen glücklichen friedlichen Bewohner dieser Stadt für Ueberfall und Feindeswuth zu schützen, war zum Gegenstande der Grausamkeit, Unmenschheit und Barbarey umgeschaffen.

Der schauerliche Anblick des alten rostigen Gebäudes, das äußerlich gleichsam die Spur dessen zu verrathen schien, was innerlich darin vorgieng, wurde dadurch noch schauerlicher, daß man es in der

der Nähe nicht einmal betrachten durfte, daß man nur entfernt dessen Umfang beschauen konnte.

Und was fürchtete man denn — aber erst was enthielt es?

Es enthielt die Ungerechtigkeiten, Grausamkeiten, Tyranneyen von Jahrhunderten, es enthielt schaudernden Greuel der Menschheit, mit Füßen getretne Rechte. Es war das Staatsgefängniß, der Auffenthalt der Personen, die den Launen des Monarchen und derer, die um ihn waren, zuwider waren. Geschöpfe, die Gott geschaffen hatte aus dem Staube, aus dem er die Monarchen des Sardanapalischen Reichs werden ließ, schmachteten hier, weil sie eine widrige Physiognomie hatten, oder weil sie gefunden und gesagt hatten, daß Unrecht Unrecht sey, oder weil sie behaupteten, eine Mätresse nehme sich der Freyheiten zu viel, oder weil sie mehr Verstand hatten als der Monarch oder einer seiner Diener, oder weil ein Staatsmann es ihnen anzusehen glaubte, sie könnten dem Staate vielleicht gefährlich werden.

Hatte man sie ihrer Freyheit beraubt, so beraubte man sie eines Gutes, welches Natur und

Schöpfer ihnen gegeben, und das man weder in Zeit noch Ewigkeit ihnen wieder ersetzen konnte, denn wer kennt des vergangenen Augenblicks Freuden, oder kann seine Wonne wiederkehren lassen?

Hätte man es bey dieser geraubten Freyheit bewenden lassen, so wäre es wenigstens noch zu entschuldigen gewesen, weil man sagen könnte, man habe Uebeln zuvorkommen können.

Es giebt Fälle, es giebt ihrer in der That, wo ein oder des andern Freyheit um des Wohls mehrerer willen in Beschlag genommen werden dürfte, es giebt ihrer leider — Schande genug für unser Zeitalter, Schande für unser Geschlecht.

Aber dann ist auch das Maas selbst des angemaßten Rechts erfüllt. Wehe allen denen, die noch weiter gehen. Und gieng man in diesem Aufenthalte des Elendes weiter?

O ja! Der Monarch freylich, der Monarch bezahlte Summen für die Unterhaltung der Unglücklichen, und sie wurden unterhalten. Aber wie? Die Aufseher geitzten fürchterlich mit dem, was diesen Armen zum Eigenthum bestimmt war.

Sie verpraßten oder verscharrten in ihre Kisten, was das Elend mildern, was der geraubten Freyheit wenigstens zum Beweis dienen sollte, man vergesse die Menschlichkeit nicht. Der elendeste Aufwärter in den Thürmen dieses diesseitigen Fegefeuers, o mehr als Hölle! — knappte seinen Theil vom Bissen Brode ab, und Hunger, Kummer, Frost und Hitze, Unreinlichkeit, dumpfe Luft, schreckliche Einsamkeit, Wände, die Verzweiflung nur wiederhallten, waren die Gefährten des Ebenbildes des Schöpfers. Gottes Sonne beschien nicht Gerechte und Ungerechte, der Monarch von Sardanapalien wollte die Gottheit Lügen strafen.

Wer vermag zu schildern, was diese von allen Freuden Entblößte, empfanden, wenn der Donner des Geschützes über ihren Häuptern ihnen ankündigte — die ganze Stadt freuet sich. Der Monarch lebt im Jubel — und der Monarch erinnerte sich dieser Unglücklichen nicht.

Er sollte also sich der Verbrecher annehmen, wie seiner übrigen Kinder?

O der Verbrecher eher, als aller andern. Der Himmel ist ja langmüthig gegen jeden Verbrecher,

ist denn das Beyspiel, Monarchen der Planeten, euch nichts?

Es ist ungerecht, es verräth die Anlage zum Teufel, wenn ein Monarch das Elend Miethlingen überläßt. Gerade das Elend muß sein Hauptgegenstand seyn. Den Glücklichen kann er vorübergehen, der bedarf seiner nicht.

Und wer ist elender, als die Unglücklichen ihrer Freyheit beraubten? Wer hat mehr Ansprüche auf Menschlichkeit? Und wenn der Monarch geradezu den Reichen, wenn er es selbst nicht könnte, hinführte, zum Aufenthalte dieser Schrecken, und sagte: Siehe, das sind deine Mitbrüder, das ist das wahre Elend — und ist Verbrechen nicht etwa das schrecklichste Elend? — und sagte ihm: Gieb diesen von deinem Ueberfluß, damit sie es erträglich finden, ihrer Freyheit beraubt zu seyn, — wäre das nicht menschlich schön, verdiente er dann nicht erst mit Recht, die Krone zu tragen?

Und ist allemahl Verbrechen in diesem Aufenthalte? Wenn die Seelen aller Unschuldigen, die hier umkamen, einst aufstehen wider dich, du passiver König des Sardanapalischen Reichs, die un-

schuldigen Seelen, die nur unter deiner Regierung diesem Kerker entschwebten, wohin wirst du dich flüchten vor ihren Blicken?

Aber auch dem guten Monarchen sollte es am Herzen liegen, seine Gefängnisse selbst zu besuchen, selbst zu untersuchen, ob die Unschuld gedrückt, ob das Elend des Verbrechers gemißhandelt würde.

Waren nicht etwa Beyspiele, daß Monarchen vom Throne gestoßen, und selbst in Kerker geworfen wurden? Daß Majestät und Purpur elend umkamen? Und sollte man nicht mit jedem möglichen Schicksale des Lebens sich bekannt machen, wenigstens einen flüchtigen Blick darauf werfen.

Wenn der König selbst das Elend sähe, wenn er überschaute, ob seine Wohlthaten gegen die Unglücklichen recht angewendet würden, wenn er mit dem Blick der Liebe zum Verbrecher sagte, du hast gesündigt, du mußt leiden, hätte ich gesündigt, auch ich müßte leiden — freylich gehört ein gutes Gewissen dazu, so aufzutreten! — wenn er ihm versicherte, er wolle ihm seine Strafe und sein Elend so erträglich als möglich machen, der Ver-

brecher würde niederfallen, anbeten und getröstet seyn.

Aber wenn er vollends den Unschuldigen im Triumpf herausführte aus dem Kerker, wenn er den Unbarmherzigen, der dem Elende Stütze und Nahrung noch raubt, verjagte von seinem Dienst, wenn er statt des Unschuldigen den ungerechten Richter fühlen ließe, wie es schmeckt, so verbannt zu seyn, von Menschheit und Freuden — welcher Segen würde dann erst über ihn kommen?

O es ist schwer, es ist sehr schwer, gerechter Regent seyn!

In diesem Aufenthalte der Schrecken lebte der Prinz Honorus und die Dame Klemine. Hierher war Honorus zuerst gebracht worden, nachdem er Kleminen vorher, so wie sie sagt, den Rath gegeben, sich zu entfernen, den er von jenem Freunde, der ihn einmal schon warnte, einen Quacksalber der ersten Größe, erhielt. Den nehmlichen Rath, sagt sie, habe sie mündlich und schriftlich von der Königin erhalten.

Allein Klemine, die sich entweder ihrer Unschuld bewußt, oder überzeugt war, daß sich die

Sache

Sache mit dem Prinzen Honorus geschwind geben, und daß derselbe zahlen würde, wenn auch Uranie nicht zahlte, gieng nicht aus dem Lande, sondern reiste in ihre Heymath.

Mitlerweile waren die Verkäufer des Diadems nicht zur rechten Zeit bezahlt worden. Ein Minister des Hofes, der des Prinzen Honorus Feind war, sahe die Möglichkeit ihn dadurch zu stürzen, regte die Verkäufer des Diadems auf, gieng selbst zu Uranien, und legte ihr den Plan vor, den der Prinz gemacht haben sollte, um Uraniens gutem Rufe einen Schandfleck anzuhängen.

Uranie, entweder ihrer Unschuld bewußt, oder bestürzt, daß eine Sache zur öffentlichen Sprache kommen sollte, von welcher sie das gar nicht erwartet hatte, leugnete, oder betheuerte der Wahrheit gemäß, daß sie kein Diadem gesehen, von keinem Diadem wisse, mit dem Prinzen nicht gehandelt, noch ihm den Auftrag gegeben habe, in ihrem Namen, oder für sie zu handeln.

Der Minister hatte daran genug, er wollte der Königin gar nicht zuwider seyn, sonst hätte er sich ja unvermeidlich geschadet, er war vielmehr innerlich

sich mit Uranien einverstanden, wenn schon sie äusserlich sichs nicht entdeckten, daß Prinz Honorus das zubringende Opfer wäre, und bey dieser Gelegenheit werden sollte.

Uranie wußte das zwar noch nicht so gewiß, allein er war mit ihrer Antwort so vollkommen zufrieden.

Prinz Honorus wußte sich, da er nun einmal im Gefängnisse sich befand, nicht anders zu helfen, als daß er die ganze Schuld auf Kleminen warf, und von ihr sich betrogen angab, und so kam es, daß Klemine ihm beygesellet wurde, und sie beyde in dem Staatsgefängnisse sich befanden, was sie vielleicht tausendmal angesehen, und nie geglaubt hatten, daß es ihr Aufenthalt werden sollte.

Der Prinz wurde freylich anders gehalten, als die Dame Klemine. Man begegnete ihn mit aller ihm zukommenden Achtung. Er war ein zu heiliger Gegenstand, als daß man ihn andern hätte gleichgesellen sollen.

Doch war seine Gegenpartey, wie wir unten im System sehen werden, auf nichts weniger bedacht, als seinen Kopf in Empfang zu nehmen,

welches seine eigne Partey so weislich durch die Dummheit Kleminens, die sonst so klug seyn sollte, zu hintertreiben, und dieser die ganze Schuld auf den Hals zu wälzen wünschte.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Von des Prinzen Gründen zu seiner Vertheidigung und Unschuld.

Der Prinz Honorus sagte erst, nachdem er wirklich schon in dem Staatsgefängnisse war, und er glaubte, daß Klemine längst aus dem Lande wäre, alles das aus, was er gegen sie und ihre Anhänger anzubringen wußte, und bürdete in dieser Hoffnung freylich das ganze ausgesonnene oder wahre Gemählde ihrer schändlichen Dieberey bloß auf diese Dame.

Hier zeigt sich schon ein gewaltig deutlicher Widerspruch in des Prinzen Handlungen. Wußte er

er sich unschuldig und die Dame schuldig, warum verzog er, sie zu beschuldigen? Warum verzog er beym Verfalle des Termins, wenn er auch mündlich keine Unterredung mit Uranien haben konnte, schriftlich ihr wenigstens ihre Meynung abzufordern? Und wenn er damals alles auch noch auf die Dame Klemine gesetzt hätte, warum hätte er nicht wenigstens sich da erkundigen sollen, ob sie bey der Königin Aus- und Eingang gehabt, oder ihn betrogen habe? Sein Freund, der Quacksalber, der ihm immer so genaue Nachrichten gab, und auch über Kleminen die genauesten einzuziehen, nicht ermangelt hätte, hätte gewiß erfahren, daß sie nie zu der Königin Zutritt gehabt, und hätte ihn als Feind Kleminens davon benachrichtigt. Daß er Kleminen aus dem Wege haben wollen, ist unleugbar. Wenn er sie selbst nannte, wußte er um alles. So viel bleibt bewiesen: Wenn der Prinz gleich im Anfang wider Kleminen aussagte, da er nach allen Umständen schon wissen mußte, sie war die Betrügerin, wenn sie es war, so konnte nicht so viel Zeit hingehen, ehe man sie in Verhaft nahm. Schon das ist ein hinlänglicher Beweis, daß seine Aussa-

ge ungegründet ist, daß, nachdem er schon ausgesagt hatte, noch Anstand mit der Verhaftnehmung Kleminens, wahrscheinlich auf geheimes Anstiften seiner Freunde genommen wurde, die allerhand Ausflüchte anzuwenden wußten, um glaubend zu machen, es habe mit der Flucht Kleminens nichts zu bedeuten. Doch wir wollen dieß Kapitel unterbrechen, um das Systematische abzuhandeln.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Das System hat zwey Theile, die wohl unterschieden werden müssen.

Wenn wir die Diadem-Geschichte systematisch betrachten wollen, so zerfällt sie in zwey Hauptabtheilungen, deren eine die ist, wo man dem Prinzen Honorus allein zu Leibe, und unmittelbar ans Leben wollte; die andere die, wo man sich mit Kle-

minen begnügte, und die ächte Wendung unterschlug.

Daß der zuerst angeführte Theil seine Richtigkeit habe, beweist sich einmal durch die allgemeinen Zeugnisse aller Koätanen in Sardanapalien, daß Urania den Prinzen wirklich gehasset, und der Haß sich so weit wenigstens erstreckt, daß sie ihn immer beym Könige in Ungnade zu erhalten gesucht, daß sie, wenn er schon keine Vorliebe vor ihn hatte, sondern nur des Standes, Ansehens, und seiner bekannten Leutseligkeit und Sanftmuth wegen ihn schätzte, und vielleicht gern ihn befördert hätte, allemal dieß wegzuweisen, und so ihn zu drehen wußte, daß sein Leichtsinn, seine Galanterie, seine derangirten Umstände weit mehr zum Vorschein kamen, als die guten Eigenschaften, die diesen immer die Waage hielten, wo nicht sie übertrafen.

Daher kam es, daß der Prinz nie in seinen Unternehmungen zum Zweck gelangen konnte, denn die das Herz des Königs in Händen hatte, war ihm fast wie ein Skorpion, der ihn geisselte mit giftigen Stichen, der seine Ehre zu brandmarken, seinen guten

Namen

Namen zu untergraben, seine Kenntnisse zu verkleinern sich alle Mühe gab.

Wir sagen hier wiederholend noch einmal, daß wir nicht wissen, ob Uranie geheime Ursachen hatte, den Prinzen zu verabscheuen; wenn aber das sich bestätigen sollte, was Klemine von ihr sagt, wenn sie wirklich dem Prinzen um ihn ins Garn zu locken, nähere Gelegenheit zu Aeußerungen von Leidenschaften gegeben, so wäre das ein sehr böser Zug, und verschlimmerte ihr entworfenes Gemählde um mehr als Schwachheit.

Wenn sie das geringste vom Diadem gewußt hat — doch wir wollen nicht voreilig zudringlich seyn.

Wenn sie ihn nun haßte, und glaubte ihn eines Verbrechens gegen sie fähig, wie der Verdacht bestätigte, daß er es begangen, ein Verbrechen, das ihr eine Handlung Schuld gab, die sie um Ehre, Kredit und Ansehen brachte, eine Verfälschung ihres Namens Unterschrift, ein Handel ohne Willen und Wissen, ja wider den Willen des Königs, wie sollte da ihr Haß nicht so weit gehen, daß sie auf

eine öffentliche Strafe eines so öffentlich vorgefallenen Betrugs gedacht hätte.

Aber auch die Richter selbst geben Beweise, offenbare Beweise, daß es anfangs um den Prinzen zu thun gewesen. Die Verhaftnehmung der Dame Klemine geschahe ja ohne ihres Mannes Erwehnung zu thun, geschahe ohne irgend der Kostbarkeiten Erwehnung zu thun. Man wollte gar nicht des Prinzen Unschuld durch sie beweisen. Seine Schuld wollte man beweisen.

Hätte man bey der Dame Klemine das gefunden, was man suchte, Briefschaften, die dem Prinzen und seine Geheimnisse mit der Königin Uranie betrafen, dann wäre Klemine wahrscheinlich gleich wieder frey gekommen, der Prozeß wäre für den Prinzen Honorus allein fortgeführt, und sie ganz aus dem Spiel gelassen worden, wenn sie nur den kleinen Rath, den man ihr hernach noch gab, zu sagen, sie habe die Kostbarkeiten vom Prinzen geschenkt bekommen, befolgt hätte.

Und wenn alles, was sie aussagte, einmal Lüge seyn soll, so war es ja wohl besser, daß sie zu ihrem Vortheil als zu ihrem Nachtheil log. Allein

sie

sie konnte freylich nicht wissen, was dahin gehörte, da sie die reine Wahrheit, wie sie sagt, nicht sagen durfte, und das macht sich glaublich. Der Königin Uranie Name durfte bey der ganzen Sache nicht einmal ausgesprochen werden.

Aber Klemine hatte zu allem Unglück die Papiere verbrannt, die sie in Händen hatte. Freylich jetzt sagt man, sie hat keine in Händen gehabt. Allein man suchte doch darnach. Warum that man das?

Man mußte doch wohl glauben, sie hätte welche, und um das zu glauben, mußte man doch wohl wissen, sie war mit der Königin bekannt gewesen; wissen, sie hatte das Zutrauen von beyden Seiten.

Denn mit dem gestohlnen Diadem hatten ihre Papiere gewiß nichts zu thun. Davon hätten die Juwelen, und der Herr Klemens sicher beßre Nachricht ertheilen können, als die Büreaus. Bey einem solchen Diebstahl vergißt man in der That die Papiere, und hält sich an die Realitäten.

Doch war man noch gar nicht in Angst. Noch immer war in dem Prozesse vom Diadem wenig die

Rede; noch immer mehr von den der Königin gespielten Betrügereyen, von der Komödie durch die der Prinz hintergangen war, noch immer von der Unterschrift Uraniens, und deren Mißbrauch.

Freylich hatte der Prinz eine Partey wider sich, die sehr mächtig war; allein die, welche vor ihn war, war auch sehr mächtig, wo nicht noch mächtiger. Diese beyden Parteyen hatte Klemine freylich wider sich: die erste, weil man viel drauf achtete, wenn man den Prinzen unterdrückte, ob sie mit drauf gienge; die andere, weil man durch sie den Prinzen retten, und sie lieber allein drauf gehen lassen wollte.

Das Schließliche wäre wahrscheinlich äußerst schlimm für den Prinzen geworden, wenn man nicht wahrgenommen hätte, daß Uraniens, schuldig oder unschuldig, zu viel bey der Sache erwähnt worden; wenn man nicht eingesehen hätte, daß die Partey des Prinzen den Namen laut ausschreyen würde, wie schon hin und wieder geschehen war, daß die obern Religionisten sich einmengen, selbst Richter werden wollen, und dadurch eine Sache nach dem Wege Rechtens würden abmachen wollen,

len, die man hier auf Sardanapalischen Fuß zu behandeln, sich steif und fest vorgenommen, welches auch sehr nöthig war.

Das gab der Sache eine Wendung, und bewirkte die zweyte Abtheilung des systematischen Prozesses, der den Prinzen befreyen, schuldlos sprechen, und Kleminen allein verdammen sollte.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Der zweyte Theil des Systems ist freylich leichter, macht aber auch weniger Ehre.

Es war immer ein edles, großes, schönes Unternehmen, den gemißbrauchten Namen einer Königin zu rächen, wenn schon der, der ihn gemißbraucht, ein Prinz war. Es war schön vom Könige, da seine Gattin beleidigt war, ihr ohne Ansehen der Person Genugthuung zu geben, und Rechenschaft

für sie zu verlangen. Es war der Billigkeit und den Gesetzen gemäß, einem unparteyischen Richter die Sache zu übergeben, auf strenge, sehr strenge Untersuchung zu dringen.

Allein dieser Richter sollte nun auch wirklich ganz unparteyisch seyn. Er sollte eben so wenig auf Ansehen der Person sehen, als wie der König bey der Verhaftnehmung des Prinzen darauf sahe. Und am allermeisten hätte er, da er sahe, es gab Unschuldige bey der Sache, da er sahe, diese würde Uranien kompromittiren, ganz aufrichtig seyn, zum Könige gehen und ihm den Bericht ablegen sollen, so verhielte sich die Sache.

Er würde dann gesehen haben, ob der König gesagt hätte, ich will um alles Aufsehen zu vermeiden, die Sache unterdrücken. Ich will, daß man dem Prinzen unter dem Fuß gebe, die Bezahlung des Diadems sey die Strafe seiner Leichtgläubigkeit ich will man lasse Kleminen gehen, und ich will mit meiner Gattin privatim darüber sprechen, und ist sie verwickelt, dem Prinzen Ersatz aus meinen Händen geben.

Wäre das geschehen, so war die Sache geendet, ohne daß so viel Unordnungen daraus entstanden.

Tretet auf ihr Richter, die ihr in der Sache des Diadems arbeitetet! Tretet auf, ihr die ihr dem Könige hinterbrachtet, wie es um dieselbe stände! Tretet auf, und betheuret mit einem Eyde aus dem Herzen nicht von den Lippen, ob ihr jemals diesem Monarchen das Wahre der Lage gesagt, ob ihr jemals auf die, wenigstens in manchen Verhören euch in die Augen fallende, mögliche Unschuld Kleminens geachtet, und ihrer gegen ihn erwähnt habt, ob ihr je den Gedanken nur gegen ihn blicken lassen, Uranie könnte wohl verwickelt seyn?

Wahr, daß das Wort Eurer Königin euch genug hätte seyn müssen, aber wenn euch das genug war, sie zu entschuldigen, so war es doch nicht genug andre zu verdammen. Nie müssen Königinnen und Könige, wenn sie dieses Vorrechts genießen, es dahin ausdehnen wollen, daß andre durch dieses Wort verdammt werden. Sobald der Prinz und die Königin allein im Spiel blieben, so bald mochte Uraniens Wort hinreichend seyn. Mit Königinnen läßt sich nicht spielen, das hätte der Prinz be-

 denken,

denken, und seine Unternehmungen reifer überlegen sollen.

Allein so bald ein dritter ins Spiel kam, so bald der Prinz, der es vorher mit Uranien allein zu thun hatte, so bald dieser jemanden beschuldigte, um sich vom Verdacht zu retten, dann mußte Uranie auftreten, nicht als Beklagte, nein als Richterin, dann mußte sie entscheiden unter beyden.

Und war sie ganz unschuldig, so konnte sie das auch. Dann konnte sie diese Klemine in Gegenwart des Prinzen sehen, und sagen, diese hab ich nie gekannt, nie gesehen, nie kann sie dir meinen Namen gebracht haben.

Und wenn sie unschuldig, wie man dann dem Worte einer Königin trauen soll, so war es doch wohl unerlaubt, unverzeyhlich von den Richtern, daß sie ihr diesen Vorschlag nicht thaten, daß sie weit mehr die ganze Sache durch Kabale, durch Stimmungen, durch Bereden führen ließen — unverzeyhlich, daß Klemine ein halbes Opfer der Gerechtigkeit wurde, da sie entweder ein ganzes oder gar keines werden mußte, da sie entweder den

Prinzen und die Königin ganz rechtfertigen, oder ganz schuldig erscheinen mußte.

Der zweyte Theil des Systems war also jetzt den Prinzen auf einmal zu rechtfertigen, und Kleminen die ganze Schuld tragen zu lassen. Warum änderte der Plan? Warum sollte der Prinz unschuldig seyn? Wie kam man dazu, da man so sehr wider ihn gewesen, auf einmal für ihn zu seyn, zu handeln?

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Fortsetzung des Systems. Fortsetzung zugleich des abgebrochnen drey und dreyßigsten Kapitels.

Wenn man Uranien nicht in die Sache verwickeln wollte, welches bey des Prinzen Beschuldigung nothwendig geschehen mußte, so haben wir den Grund, warum man das System auf eine andere Seite lenkte.

Allein es giebt noch einen Grund, warum sich annehmen läßt, daß es geschahe, wenn man denen ja Genugthuung wiederfahren lassen will, die da behaupten, die Königin sey schlechterdings unschuldig.

Dann hatte die Familie und die Partey des Prinzen die Richter bestochen. Ob das in Sardanapalien angieng, und der Fall seyn konnte, davon wird die Folge uns überzeugende Beweise geben.

Daß dieß geschehen seyn mogte, macht selbst die Lauigkeit verdächtig, mit welcher der erste Feind des Prinzen, von dieser Zeit an, gegen ihn zu Werke gieng. Denn die Instructionen der Richter mußten doch wohl anders lauten, wenn sie anders verfuhren, wenn sie den Protokollen eine andere Richtung gaben, und jetzt alles zu des Prinzen Honorus Besten aufsuchten, ihm sogar Winke von dem gaben, was ihn vertheidigen konnte.

Hingegen wurde der Dame Klemine nichts zum Besten gesprochen, sogar manches, was sie zu ihrem Besten vorbrachte, wurde unterdrückt. Man lasse die Anwälde der Parteyen auftreten.

Ihre eigne hielten Konferenzen mit denen des Prinzen, ihre eigne gaben ihr Anschläge zu ihrer Verdammung.

Daß das alles keine Beschuldigungen in den Wind sind, werden wir weiter unten sehen. Jetzt wäre man froh gewesen, wenn man die ganze Sache nicht angefangen hätte, wenn man mit guter Manier sie unterdrücken können. Allein zu viel Lärm war bereits davon gemacht, als eine Betrügerey war davon gesprochen worden. Sagen, es war keine Betrügerey, das gieng nicht gut mehr. Man wäre mit Recht zum allgemeinen Gelächter geworden. Auf jemanden mußte die Betrügerey gewälzt werden. Sie wurde auf Kleminen gewälzt. Die Folgen davon werden wir weiter unten hören, und ob sie besser waren, als die aus dem andern Verfahren hätten seyn können, ersehen.

Nun war nicht mehr von dem Betruge die Rede, den der Prinz der Königin gespielt. Die Sache war vorbey, denn der Prinz war hintergangen. Nun war die Rede vom gestohlnen Diadem, vom verkauften Diadem, vom hintergangenen

Prin=

Prinzen durch Amarenen, aber gar nicht von Untersuchungen und Beweisen.

Des Prinzen Honorus Grund zur Unschuld war die Schuld Kleminens, und wohlweislich faßte man den Entschluß, daß man ihr diese Schuld nicht beweisen, sondern daß sie sie bekennen sollte. War es denn etwa so schwer, sie zu beweisen? Oder fiel bey dem Beweise so viel von ihrer Schuld auf andere? oder gravirte sie Selbstgeständniß mehr zur Verdammung als Beweis? Alles dieses wird ins Licht gesetzt werden, wenn wir vorher ein Paar Intermezzo mit einander werden abgehandelt haben.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Erstes Intermezzo, welches eine Hypothese betrifft.

Die Hypothese, daß alles, was auf irgend einem Planeten der Welt geschieht, von einem uns unbegreif-

begreiflichen Schicksal, oder sagen wir lieber, von der Hand der Allmacht von oben her geleitet werde, ist allerdings bestätigt gefunden, und auch hier ist dieß nicht zu verkennen.

Nach allem dem, was man, wie die Folge zeigen wird, in Ansehung Kleminens unternommen, angelegt, und größtentheils ausgeführt hatte, hätte sie ein Opfer werden müssen, welches sein Leben nicht davon tragen dürfen, in so fern wir annehmen, daß weltliche Obrigkeit Macht über das Leben der Menschen habe, und gewisse Verbrechen, besonders das der beleidigten Majestät, diese Strafe verdienen.

Wir nehmen hier an, daß sie dessen überführt war, was man ihr zur Last legte, und wir gehen in die Geschichte von Sardanapalien zurück, und finden den Tod um viel geringerer Verbrechen willen.

Wir dürfen uns nur in der Geschichte jenes famösen Staatsgefängnisses umsehen, von dem wir weiter unten etwas mehreres zu sagen, Gelegenheit haben, und es fällt uns in die Augen, daß Klemine hier sonlagirt worden ist, wie schwerlich einer andern begegnet seyn würde.

Al-

Allein, unmittelbar wirkt das Schicksal dergleichen nicht, und Wunder hat es nicht angewandt, um unsre Klemine vom Tode zu retten. Daß die Richter nichts zu dieser Rettung beygetragen, läßt sich aus so vielen andern Geschichten schließen, wo sie in der geschwindesten Geschwindigkeit jeder kommenden Gefahr durch das Sturmmachen eines Mundes vorbeugten, und es ließe sich noch viel pro und kontra disputiren, uud wird auch wohl noch viel pro und kontra darüber disputiret werden, ob nicht dieß das Ende gewesen wäre, wenn die Dame Klemine auf Beweis gedrungen, und nicht hätte gestehen wollen, ob nicht die Versuche auf den Herrn Klemens würklich ihre Richtigkeit haben, deren unten erwähnt werden wird, und die er so ausführlich beschrieben hat, daß sie Glaubwürdigkeit erwecken.

Wer war also wohl der Grund von dieser Rettung?

Man erlaube uns, daß wir diesen guten Zug in Uraniens Seele verlegen. Schuldig oder unschuldig, wollte sie nicht, daß ihrentwegen Blut

ver-

vergossen, Leben geopfert werden sollte. Gewiß war das ihr ernstlicher Wille, ihr ernstlicher Befehl, und den zu übertreten, das lag nicht in der Willkühr der Richter. Sie war es also, die Kleminen rettete, vom Tode rettete, sey es nun von einem heimlichen oder öffentlichen Tode. Sie war es wahrscheinlich, die allein nichts von der harten Behandlung Kleminens erfuhr, der man weis machte, sie würde sehr gut gehalten, der man sehr vermuthlich das ganze Urtheil verbarg, was auf sie gefallen war, und sie glauben ließ, man habe sie weit gelinder gestraft.

Wenn diese Uranie würklich unschuldig war, warum wollte man ihr aber wehren, öffentlich sich dieser Klemine anzunehmen, wie mehrere, Kleminen auch ausgenommen, behaupten wollen. Eben da hätte Uranie ganz ihre Gnade zeigen, und Kleminen überzeugen können, sie habe sehr Unrecht gethan, den Namen ihrer Monarchin zu mißbrauchen.

Man fürchtete, die Menschen mögten das Gegentheil von dem behaupten, was geschahe. Man befürchtete, man mögte urtheilen, die Königin mögte sich doch wohl schuldig finden, und aus

dem

dem Grunde so gnädig seyn — Und dieses Urtheil sollte den Großen abhalten, gütig, mild und wohl gerecht zu seyn?

Nein! wir werden die schrecklichen Folgen sehen. Das hatten die Richter nicht bedacht, da sie sicher Uranien vorschlugen, wenn sie Gnade üben wollte, insgeheim es zu thun. Ein unseeliger Rath! der Fall sey auch gewesen, welcher er wolle. Das Ende lehrt das zu deutlich.

Aber das gehört in die Geschichte, nicht ins Intermezzo.

Hier sagen wir nur noch so viel, daß Uranie selbst durch ihre Güte die Gelegenheit geben mußte, daß entweder die größere Bosheit dieser Klemine an den Tag käme, oder daß die Sache ins hellere Licht gesetzt würde. Eins von beyden muß noch die Folge seyn.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Zweytes Intermezzo, welches ins Privatleben Uraniens zurückspringt.

Es läßt sich wohl der mögliche Fall nicht gut denken, daß Uranie mit ihrem königlichen Gemahl theils, theils mit andern, nicht über diese Sache gesprochen haben sollte, und wenn auch das, was uns davon zu Ohren gekommen, nicht gerade eine Leuchte in die Wahrheit darstellt, so dient es doch wenigstens zu einem Beytrag, der in der Folge über ihren Charakter Entwickelung verbreiten muß, sey es nun auch so spät es wolle, und sollte es erst nach ihrem Tode seyn.

Daß der König öfters aufgebracht war, ist gewiß. Daß sie sein Herz in Händen hatte, und durch ihre Reitze und Schmeicheleyen im Stande war, alles von ihm zu erhalten, was sie wollte,

ist jedem Sardanapaler bekannt. Daß aber der König troß dieses Uebergewichts über ihn, wenn er gerechte Ursache zum Zorn hatte, nach seiner Gerechtigkeitsliebe und Billigkeit auch mit ihr zürnte, das ist eben so gewiß, und es haben die Sardanapaler auffallende Beweise seines Zorns gegen Uranien gesehen.

Daß diese Gelegenheit ihn nicht in seiner Fassung lassen konnte, wird jedem einleuchtend seyn, und um so mehr, da seine Gemahlin die zufällige, wo nicht würkliche Ursache war, daß er seinen so gerechten Zorn ausbrechen lassen, daß er einen Prinzen, und eins der ersten Mitglieder der Religionisten verhaften ließ, eine Sache, die, so sehr sie ihm zum Ruhm gereichte, immer nicht allein in der Residenz, sondern im ganzen sardanapalischen Reiche allgemeines Lärm und Aufsehen erregen mußte.

Was Wunder also, wenn er seiner Gattin bittre Vorwürfe machte, darüber machte, daß sie ihren Namen nicht höher schätzte, ihrer Aufführung nicht mehr Würde zu geben wußte, als daß man sich an

sie

sie wagen dürfte, um solche Bübereyen auszuführen.

Wenn sie, Madam, sagte er unter andern, nicht zu vertraulich mit Leuten umgiengen, die entweder in ihren Diensten, oder doch dem Throne nahe kommen müssen, ohne dazu gerade berechtigt zu seyn, so würde man sich hüten, ihren Namen anders als mit Ehrfurcht zu nennen, geschweige denn ihn zu mißbrauchen.

Es hängt allemal vom Betragen der Großen ab, wie kleinere sich gegen sie bezeigen sollen. Man kann herablassend, man kann gütig seyn, ohne zur Vertraulichkeit zu kommen. Es giebt eine Art von Mittelstraße, die darin besteht, daß man seine eignen Schwächen zu verbergen sucht, weil man sich sonst in der Gefahr sieht, daß andere sich ihrer zu unserm Nachtheil bedienen. Eben so wenig muß man ihre Schwächen bemerken wollen, oder gar darüber spotten, weil das würklich Gelegenheit giebt, daß sie die unsern fühlen, und sich zu gleichen Zügen berechtigt glauben.

Uranie hörte alle diese Vorwürfe gelassen an, Sie hatte Kälte vielleicht nöthig, aber ob, wann sie sich so unschuldig fühlte, als sie zu seyn vorgab, nicht Wärme natürlicher gewesen wäre, das wagen wir kaum zu untersuchen, so sehr würde unser Urtheil auf die Seite des letztern fallen.

Ich will nicht hoffen, sprach sie, nachdem er zu Ende geredet, ich will nicht hoffen, daß Ew. Majestät mich im geringsten schuldig in der Sache glauben können, und deswegen mich mit diesen Vorwürfen beladen?

Nein gewiß nicht, denn wäre das der Fall, so hätte ich ja schon ein Unrecht gethan, was ich mit aller meiner Gerechtigkeitsliebe nie wieder gut zu machen im Stande wäre. Bloß, Madam, im Zutrauen auf ihre Unschuld habe ich das Urtheil gesprochen. Aber ist es etwa weniger hart, sie den Augen des ganzen Publikums blos gestellt zu sehen, und hören zu müssen, wie mancher so schief von ihrem Charakter urtheilt. Und wenn ich und sie es auch nicht hören, so können wir es

uns doch gewiß sehr leicht abstrahiren, daß es geschicht, und daß nicht alles zu unserm Besten ausfallen kann, was gesprochen wird.

Aber wenn Ew. Majestät annehmen, daß so viele Menschen in der Welt gemißbraucht werden, und daß der Fall auch wohl einmal unter andern eine Königin treffen kann, so werden sie mir doch einen Zufall von der Art nicht als eine Schuld zur Last legen wollen?

Sie mögten sich gern herausreden, Madam, und ich merke doch zu deutlich, daß sie selbst das Gefühl nicht verläugnen können, daß sie gefehlt haben. Ich will Ihnen sagen, wie das geschehen seyn kann. Ich will annehmen, obschon es nicht erwiesen ist, der Prinz habe bloß aus Rache daß sie seine Feindin sind, es unternommen, ihnen eine Beschimpfung anzuthun, und sich dadurch zu rächen; Er habe nicht geglaubt, daß die Sache für meine Ohren kommen, oder daß, wenn es geschähe, ich sie nicht so hoch aufnehmen würde; Er habe gehofft, noch Mittel und Wege zu finden, um sie verdächtiger zu machen, und habe diese nicht

 gefun-

gefunden, so war es immer nicht der Klugheit gemäß, daß sie sich so öffentlich und laut merken ließen, sie könnten ihn nicht leiden. Daß ich das weiß, werden sie überzeugt seyn, da sie ihm jedesmahl, wenn er etwas bey mir nachzusuchen hatte, ihrer Protektion entgegen, und stark darauf drangen, nichts für ihn zu thun, auch Gründe, und in der That vernünftige Gründe deswegen anführten. Aber sie haben sichs gegen ihre Vertrauten merken lassen, daß sie der Grund von des Prinzen rückgängig gemachten Versuchen wären, und diese haben den Prinzen damit verfiflirt — woher also die Rache des Prinzen, als durch ihre Schuld?

„Ferner Madam, geschieht ein solcher Vorfall, wie der mit dem Diadem, nicht ohne Helfershelfer, nicht ohne Rathgeber. Wer ihm den Rath gegeben, muß aller Wahrscheinlichkeit nach zu ihren Vertrauten gehören, muß vielleicht von ihnen beleidigt seyn, muß vielleicht gegen sie selbst Rache im Herzen haben.

„Ich höre von einem berühmten Quacksalber, der auf einen sehr vertrauten Fuß mit dem Prinzen

zen stehen soll, und dessen Gegenwart sie ebenfalls zugelassen haben sollen. Verhält sich das so, und dieser Magier hat Ihnen Geheimnisse weiß machen wollen, über die Ihr Geist Sie wegsetzte, so haben Sie sich ihm dadurch zum Feinde gemacht, daß sie ihn lächerlich machten. Daß er es nicht verdiene, behaupte ich nicht. Aber warum nicht lieber stillschweigend die Thorheiten angesehen, wenn man sich nicht entbrechen kann, sie anzusehen? Sollte dieser Rath nicht etwa von ihm herkommen?

Uranie konnte jetzt kein bessers Mittel ergreifen, als zu gestehen, was ihr Gemahl wirklich schon wußte. Sie hatte allerhand Ungereimtheiten von diesem Manne geglaubt, sich davon überzeugen wollen, und war durch ihn nicht allein hintergangen, sondern wirklich als ein Kind behandelt worden.

Es war sehr glaublich, daß das ihre Galle rege gemacht. Warum sollte sichs eine Königin auch nicht erlauben, einen Mann lächerlich zu machen, den die halbe Welt bereits auslachte und schalt.

Sie

Sie gestand das, sie gestand auch, daß sie gefehlt, und daß sie sich inskünftige hüten wollte, versprach sie. Ihr sanfter Gemahl wurde dadurch zufrieden gestellt, und in der Folge der Zeit erlaubte er sich, um seine geliebte Uranie nicht zu kränken, nur wenig von der Sache zu reden, ausser, daß er verschiedenemal anführte, sie mache ihm vielen Verdruß, und er wünsche sie beendigt zu sehen, dem sie allemal beystimmte, und selbst Hand anlegte, um Ministern, Richtern und Advokaten wissen zu lassen, der König warte nicht allein mit Schmerzen auf den Ausgang, sondern wollte ihm beschleunigt wissen.

Wenn Uranie wirklich unschuldig war, so läßt sich auch das sehr gut vertheidigen, daß sie mit allen Fremden, das heißt mit denen, die nicht um sie waren, wie ihre Vertrauten, immer von der Angelegenheit sprach, theils sich wunderte, theils sich beklagte, daß dergleichen in Sardanapalien, und zwar von einem Prinzen gegen sie statt finden konnte. Die Verwegenheit war ihr schwer zu begreifen, ja als schon der Prinz die Schuld von

sich

sich abzulehnen, und auf Kleminen zu schieben anfieng, war sie noch heftig gegen den Prinzen, zog gegen ihn los, und soll sogar oft eine Person bedauert haben, die sie zwar nicht zu kennen versicherte, aber doch sich nicht entbrechen konnte, manchmal sehr lebhaften Antheil an ihr zu nehmen.

Wenn sie aber schuldig war, so ließ sich wieder das erklären, daß sie mit denen, die wirklich ihre Vertrauten waren, nie ein Wort davon sprach, oder daß vielmehr diese die Wörter, die mit ihnen darüber gesprochen wurden, mit der äußersten Sorgfalt verbargen. Niemand derselben erwähnte je des Prinzen, oder Kleminens, oder des Diadems. Freylich wenn sie etwa davon wußten, wie es der Fall war, wenn die Königin schuldig war, so würden sie sich wohl hüten, etwas zu erwähnen, da sie immer zitterten, sich selbst schuldig zu machen, und was die Königin mit ihnen darüber sprach, war wohl nicht füglich wieder zu erzählen, da es mit den Eigenheiten, die es haben mochte, Verbote enthielt.

Wenn aber Uranie unschuldig war, so war es doch unbegreiflich unerklärbar, warum sie gerade von nichts Erwähnung thaten, da Uranie doch mit andern davon sprach.

Das sind Züge, die in die Privatissima des Charakters gehören, und die Folge uns erst entwickeln wird.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Eine Sage der damaligen Zeit, ob Legende oder Hypothese, ist unbekannt.

Der Quacksalber, dessen wir schon einige mal erwähnt haben, und der mit dem Prinzen Honorus in der genauesten Verbindung stand, spielte, da er einmal mit in die Sache hineingezogen wurde, her-

nach in dem Munde der Menschen eine weit wichtigere Rolle.

Man behauptete nichts weniger, als daß er mit diesem Prinzen ein Komplot gemacht, daß sie die Verkäufer des Diadems um das Diadem selbst bringen wollen, indem sie ihnen nach einem halben Jahre ein anderes von der nehmlichen Art, aber aus falschen Steinen verfertiget, zurückgeben, und eine ansehnliche Summe für das Zurücknehmen anbieten wollten.

Daß man dieses aussprengte, rührte daher, weil dieser Quacksalber eine große Menge der Art Kostbarkeiten bey sich führte, von welchen man theils glaubte, daß sie falsch waren, theils wirklich es wußte, weil er sich mehrmalen berühmt daß er die Kunst verstände, alle diese Kostbarkeiten so gut zu machen, als die Natur sie hervorbrächte, so daß die Täuschung ganz vollkommen hervorgebracht würde.

Wenn dieß seine Richtigkeit hatte, so hatte die Sage viel wahrscheinliches, besonders wenn man

den listigen Quacksalber kannte, der es wohl auspunktirt haben konnte, daß jeder andre Weg, seine falschen Kostbarkeiten anzubringen, nicht so sicher sey, als der durch einen Prinzen im Namen einer Königin ein solches Stück kaufen zu lassen, alsdenn es mit einer starken Einbuße zurückzugeben.

Niemand würde hierbey an eine Verfälschung denken, noch weniger aber die Steine ausnehmen, um etwa die allerstrengsten Untersuchungen damit anzustellen, und so das Unächte zu entdecken. Weil aber die Zeit theils zu kurz gewesen, theils der Quacksalber nicht ganz verstanden hätte, die Sache zu fertigen, so sey es alles ins Stocken gerathen, und so das Uebel losgebrochen.

Andere wollten wieder, der Prinz wäre wirklich der betrogne Theil, und die Kostbarkeiten in dem Diadem selbst alle falsch. Es habe der Quacksalber mit dem Verkäufern unter einer Decke gesteckt, von ihm rühre das ganze Diadem her, er habe den Prinzen beredet es für die Königin zu kaufen, und Klemine habe ihn hernach darum betrogen.

trogen. Alles was davon verkauft, durch Herrn Klemens verkauft wäre, sey wirklich falsch gewesen, nur so gut nachgemacht, daß man selbst in Klugmoisia sich dadurch hintergehen lassen, und für ächt es gekauft. Der Zweck sey gewesen, daß der Prinz es bezahlen sollen, denn das wußte der Quacksalber wohl, daß ihm das nicht durchhelfen würde, wenn er auch sagte, er wäre von andern darum betrogen worden. Dadurch hätte auch die Unächtheit des Diadems nie an den Tag kommen können, weil dieses Korpus Delikti ganz weg war.

Freylich änderte das Dableiben Kleminens zwar die Hauptsache nicht, aber doch die Nebenumstände. Man sagte, wenn nicht Politika dazwischen gekommen wären, so hätten die Herren in der Stille das geschluckt, was sie jetzt mit vielem Geräusch schluckten, doch aber immer schluckten.

Daß der berühmte Quacksalber dabey mit in Untersuchung kam, ist gewiß, aber auch eben so gewiß, daß an diesen Umstand gar nicht gedacht wurde, und er, weil er nichts auf sich kommen ließ, bald wieder frey durchgieng, die arme Klemi-

ne aber, so viel als in seinem Vermögen stand, noch belästigte.

Was von diesen Sagen zu halten, lassen wir dahin gestellt seyn. Pfiffig genug war er zu allen, was man ihm schuld gab, und da in der Sache noch so vieles dunkel ist, so tritt der Patron doch vielleicht noch einmal im hellern Lichte auf, und zeigt uns etwas von seiner übergroßen Geschicklichkeit.

Ende des ersten Theils.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
2408. 9.

XX (1+2) III.
X. 86

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Albrecht, Johann Friedrich Ernst, 1752-1814

Uranie

Bd.: 1

Ueberall [i.e. Hamburg] (1790)

P.o.germ. 1540 d-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122461-1
VD18 80059414